

## Die Russen kommen ...

### **Die Befreiungskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa 1944/45**

**Band VI/11**

## Einmarsch der sowjetischen und US-Truppen in die Tschechoslowakei

### **Einmarsch der sowjetischen Truppen in Sternberg am 6. Mai 1945**

Erlebnisbericht des Pianisten Wilhelm M. aus der Stadt Sternberg in Mähren (x005/27-30):

>>5. Mai 1945: Seit den frühen Morgenstunden geht das Gerücht der bevorstehenden Besetzung durch die Russen um.

Vormittag wird bekanntgegeben, daß die Stadt nicht verteidigt wird. Das Wehrmeldeamt hat die Stadt bereits verlassen. Gegen 13 Uhr werden beim Verlassen des Rathauses Kreisleiter Josef H. durch Bauchschuß und Bürgermeister Dipl.-Ing. Alois P. durch Armschuß verletzt. Die Täter waren Antifaschisten. Den Bewohnern wird empfohlen, die Stadt zu verlassen.

Gegen 17 Uhr Beginn des Einmarsches der Russen vom Osten und Süden her. Die Stadt wird kurz beschossen, die Bewohner flüchten in die Umgebung. Keinerlei Kämpfe, da die Stadt von deutschen Truppen frei ist. Beim Gasthaus "Filzlaus" fliegt ein Munitionslager in die Luft und zerstört dasselbe. Meine Familie und ich finden Unterkunft im Försterhaus hinter Krokardsdorf und sehen abends gegen Südwesten brennende Dörfer. Die Russen ziehen in endlosen Kolonnen gegen Mährisch Schönberg. Im Försterhaus wird nicht geplündert, es werden bloß alle Futtermittel für Pferde beschlagnahmt.

6. Mai 1945: Tag und Nacht marschieren die Russen in nordwestliche Richtung. Wir werden immer wieder nach deutschen Truppen gefragt. (Es ereignen sich) keinerlei Übergriffe durch die russischen Kampftruppen, die nur Uhren mitnehmen. Ein hoher russischer Offizier, ... der sehr gut deutsch spricht, erzählt uns, daß Stalin der Truppe 3 Tage Plünderungsfreiheit zugesagt hat.

7. Mai 1945: Die russischen Aufmarschkolonnen reißen nicht ab. Aus Sternberg werden Leute mit der Mitteilung in die Nachbarorte geschickt, daß alle Bewohner heimkehren sollen, ... (weil sonst) ihre Wohnungen beschlagnahmt werden. ... Gegen 14 Uhr (erfolgt ein) letzter Tieffliegerangriff gegen die sowjetischen Kolonnen durch eine deutsche Maschine. ... Der Angriff fordert zahlreiche Tote und Schwerverletzte, 2 Stalinpanzer werden vernichtet und brennen aus.

Wir kehren nach Sternberg zurück, unsere Wohnung ist belegt, die Zustände in der Stadt sind fürchterlich. Seit 2 Tagen wird geplündert. Vom Haus meiner Mutter ... können wir beobachten, daß in der Nacht die Sparkasse von Russen geplündert wird. Aus dem Rathaus und der Sparkasse werden Akten und Bücher haufenweise auf die Straße geworfen. Die Kassen und Schrankfächer der Sparkasse werden aufgebrochen bzw. gesprengt. Die Haustür der gegenüberliegenden Buchdruckerei A. ist verbarrikadiert, die Russen lehnen Leitern an das Haus und dringen im 1. Stock ein.

Gegen 22 Uhr läuft eine ... Frau schreiend durch die Straßen, russische Soldaten verfolgen sie. ... Im Nachbarhaus wütet die Soldateska. ... Das Haus meiner Mutter wurde am Tag vorher von einem Tschechen, der seit mehr als 10 Jahren darin wohnte, in sein Eigentum übernommen. Am Tag vorher wurde es von Russen "durchsucht", alle Konservengläser wurden geöffnet und auf die Straße geworfen. ... Der Tscheche hißte eine tschechoslowakische Fahne, worauf das Haus von weiteren Plünderungen verschont blieb.

9. Mai 1945: ... Die Stadt sieht grauenhaft aus. Sämtliche Geschäfte sind geplündert, die Auslagen zerschlagen, haufenweise liegen Kisten und Kartons auf den Straßen. Vor dem Stadthof

liegen alle Bücher der ehemaligen Stadtbücherei. (Sie müssen später von den Tschechen gesammelt worden sein, denn etwa 1948 oder 1949 las ich in der "Schwäbischen Donau - Zeitung", Ulm, daß ein Flüchtlingslager aus der Schweiz eine Bücherspende erhielt; etwa 600 Bände enthielten den Stempel "Stadtbücherei Sternberg, Ostsudetenland".)

Russinnen in Offiziersuniform versehen den Dienst als Verkehrspolizisten. Ununterbrochen fahren Wagen mit geplündertem Hausrat gefüllt, durch die Stadt. Tschechen durchsuchen die Häuser nach ehemaligen Parteigenossen und führen sie ins Lager. Niemand wagt sich auf die Straßen. Es ist nicht mehr zu übersehen, wen man verhaftet hat, da die Betroffenen meistens nachts aus den Häusern geholt werden. Immer mehr Namen von Mitbürgern werden bekannt, die aus Angst ... Selbstmord verübt haben.

Am 11. Mai müssen sich laut Befehl der russischen Kommandantur alle früheren Wehrmachtsangehörigen ... melden. Ich gehe mich melden, werde aber wieder weggeschickt, da der Kommandant abwesend ist. Melde mich am nächsten Tag wieder, ein tschechischer Partisan führt mich vor.

Zuerst werden mir alle Taschen entleert und die Personaldaten aufgeschrieben. Dann werde ich mit einem mir unbekanntem Sternberger in den Keller eines Hauses ... geführt. Ein russischer Posten übernimmt uns, wir müssen uns mit dem Gesicht zur Wand drehen, der Russe klappert mit der MP. Es ist grauenhaft still im halbdunklen Keller. Etwa 5 Minuten müssen wir mit erhobenen Händen, Gesicht zur Wand, stehen.

Dann kommt ein zweiter Russe dazu und macht uns mit dem Gewehrkolben verständlich, daß wir uns umdrehen sollen. Der erste russische Posten gibt uns ein Stück Wurst und Brot. Daß wir nicht essen konnten, ist nicht verwunderlich. Wir kommen in einen Verschlag, in dem schon rund 15 Menschen wie die Heringe eingepfercht sind. Ab und zu holen die Russen Leute zur Arbeit.

Von der Straße aus werden uns Lebensmittel und Kleidung zum Kellerfenster hereingeschoben. Unerfindlich ist es, wie unsere Angehörigen so schnell unseren Aufenthalt erfuhren. Trotz aller Bedrohungen ... gehen die Frauen immer wieder auf die Suche nach ihren Männern. Ich werde mit anderen Häftlingen auf "Arbeit" geschickt.

Die Russen plündern das Laboratorium des Zahntechnikers Bruno B. und das Gesundheitsamt. Dabei müssen wir ihnen die geraubten Sachen verladen helfen. Im Gesundheitsamt steht ein neuer Röntgenapparat, den die Russen scheinbar nicht kennen. Mit vorgehaltener MP umkreisen sie vorsichtig den Apparat. ... Als sie sich von der Harmlosigkeit des Apparates überzeugt haben, geben sie uns den Befehl, den Röntgenapparat von einem Fenster des 1. Stockes auf die Straße zu werfen. ...

Immer wieder werden Deutsche von den Tschechen aus den Häusern abgeholt und ins Lager verschleppt, wo sie in unbeschreiblicher Weise mißhandelt werden. Der Gemeindeangestellte St. wird z.B. zwischen 2 Stühle gebunden, hin und her geschaukelt und dabei von 2 Tschechen mit Gummiknüppeln so lange geprügelt, bis am Körper kein weißer Fleck mehr zu sehen ist. Sogenannte Antifaschisten führen die Tschechen in die Häuser bzw. machen sie auf Volksgenossen aufmerksam, die noch nicht in den Lagern sind.

Am Pfingstsonntag, 20. Mai 1945, werden wir Inhaftierten ... in das ... Lager Olmütz ... geführt.

An einem Tag gegen Juniende hat sich ein bezeichnender Vorfall abgespielt: Vom Lager Olmütz werden wir zu Aufräumarbeiten in den Olmützer Vorort Chvalkovice geschickt. Am Heimweg ins Lager Olmütz mußte wie üblich gesungen werden. Die Russen haben immer anbefohlen, was zu singen war: Horst-Wessel-Lied, Westerwald, Volk ans Gewehr, Wir fahren gegen Engelland usw.

Rauchen im Zug war erlaubt. Ein Kriegsgefangener entnimmt einer versilberten Zigarettendose eine Zigarette. Das sieht vom Gehweg aus ein Tscheche, der auf den Kriegsgefangenen

zuspringt, ihm die Dose entreißt und mit der Faust einige Male ins Gesicht schlägt, wobei er den Kriegsgefangenen gröblichst beschimpft.

Der russische Begleitposten wird aufmerksam, geht mit vorgehaltener MP auf den Tschechen zu und zwingt ihn, dem Kriegsgefangenen die Zigarettendose wieder zurückzugeben. Einer von uns Gefangenen muß den Tschechen durchsuchen, der einen Schlagring, eine Pistole, Zigaretten und Geld in den Taschen hat. Die Zigaretten gibt der Russe dem von dem Tschechen mißhandelten Kriegsgefangenen, alles Übrige steckt der Russe ein und befördert mit einem Fußtritt den Tschechen in den nächsten Straßengraben mit den Worten: "German Soldat. Du Schwein!"<<

### **Vorgänge in Mährisch Schönberg nach der Besetzung durch sowjetische Truppen und Verschleppung in die Sowjetunion**

Erlebnisbericht des Dipl.-Ing. Josef K. aus der Stadt Mährisch Schönberg (x005/34-37):

>>Der 8. Mai 1945 war ein selten schöner Maientag, ein Tag, an dem die Natur ihr schönstes Kleid angelegt hatte, als wollte sie durch ihre strahlende Wärme und Lebenslust den ersehnten Frieden für die bis dahin gequälte Menschheit ausbreiten. Aber es standen die Russen vor der Stadt, und es kam anders.

Am Morgen eilte meine Frau zu einem Bäcker, ... um Brot zu "erstehen". Ab und zu fielen Gewehrschüsse; es hieß, die Russen seien schon in Frankstadt. Nach Radiomeldungen sollte da und dort bereits Waffenstillstand geschlossen sein bzw. habe die deutsche Armee kapituliert. Manche hofften, daß der Krieg vor der Heimatstadt ein Ende finden werde.

Kurz nachdem meine Frau das Haus verlassen hatte, setzte aus Richtung Frankstadt-Johnsdorf lebhaftes Maschinengewehrfeuer ein. Da ich meine Frau in Gefahr glaubte, lief ich ihr nach und holte sie nach Hause. Etwas später begannen russische Panzer und Pakgeschütze die Stadt zu beschießen. Auch hörte man das Heulen und Pfeifen schwerer Geschosse über der Stadt. Wir suchten Schutz im Keller. Ununterbrochen schlugen Granaten in die benachbarten Häuser, und wir hörten das Bersten und Krachen von Mauern und Dächern. Fast kein Haus blieb unbeschädigt. Gegen Mittag eilten kleinere Gruppen unserer Soldaten in westlicher Richtung durch die Stadt und wenig später sah man auf dem Rathausturm eine weiße und eine rote Fahne. ... Dann flaute der Gefechtslärm nach und nach ab.

Ungefähr um 15.00 Uhr rollten die ersten russischen Panzer durch die Stadt, und wenig später standen die ersten Russen im Haus und verlangten "casy, casy" ("Uhren, Uhren"). (Wir erhielten) erste Nachrichten über Vergewaltigungen. Die Frauen wagten nicht mehr, das Haus zu verlassen und versteckten sich, sobald sich ein Russe dem Haus näherte. In der Schillerstraße wurden die Geschäfte geplündert.

Dem Umstand, daß einer unserer Mitbewohner etwas russisch sprach und viele Eindringlinge zum Weitergehen bewegte und daß das Haus einem Amerikaner gehörte, der auch darin wohnte, verdanken wir es, daß uns diese erste Plünderungs- und Vergewaltigungswelle verschonte. ...

Am Abend dieses 8. Mai hatte unsere Hausfrau meine Frau umarmt und meinte: "Nun haben wir das Schrecklichste überstanden." - Später wählte das Ehepaar den Freitod -.

In unser Haus kam eine russische Patrouille, besichtigte die Wohnungen und gab allen den Auftrag, innerhalb von einer halben Stunde das Haus zu verlassen. Auf einen Handwagen luden wir das Allernotwendigste und zogen zu einer befreundeten Familie am Petersberg. Das ganze Wohnviertel mußte geräumt werden. Ein russisches Kommando belegte die Häuser. Schlagbaum und Posten sperrten die Straßen.

Als ich nach einigen Tagen nach unserer Wohnung Ausschau hielt, war der Schlagbaum weg, die Straße frei, und auf der Bank vor dem Haus saß ein russischer Unteroffizier, der mir ordnungsmäßig die Schlüssel der Wohnung übergab. Zur Ehre dieses Kommandos muß ich sa-

gen, daß in der Wohnung nichts fehlte, nur waren die Einrichtungsstücke durcheinander gestellt.

Nun mußte ich mich beeilen, der Aufforderung, alle Waffen abzuliefern, nachzukommen. Es war ein schwerer Gang für mich, und mein Herz blutete, als ich sah, wie ein Jugendlicher von der "straz" meine geliebten Jagdwaffen wie Alteisen auf einen Haufen warf.

Die Deutschen zeigten sich nur in den dringendsten Fällen auf der Straße. Sie mußten eine Armbinde tragen. Neben der russischen Militärpolizei patrouillierten tschechische Jugendliche ("straz") in den Straßen. Aber die russischen Soldaten vergewaltigten unvermindert Frauen und Mädchen jeden Alters und plünderten und raubten, was ihnen begehrenswert erschien.

Ich war Zeuge, als eine russische Kolonne in der Mühlfeldstraße ... hielt, die Soldaten von den Fahrzeugen sprangen und in den anliegenden Häusern alle erreichbaren Frauen und Mädchen vergewaltigten. Meinen Versuch, in einem Haus ihrem Treiben entgegenzutreten, hätte ich beinahe mit dem Leben bezahlen müssen. Auf den Fahrzeugen saßen auch einzelne ordensgeschmückte weibliche Soldaten, die dieser Vorgang anscheinend ganz unberührt ließ.

Einige Tage nach dem Einmarsch der Russen sah man die Soldaten in Scharen, mit großen in Leinen gewickelten Paketen, zur Bahn ziehen. Sie hatten die Erlaubnis, ihr Beutegut an ihre Angehörigen zu senden.

Die ehemaligen Kriegsgefangenen und dienstverpflichteten Arbeiter aus Rußland wurden von den Russen sehr schnell erfaßt und einem sehr strengen militärischen Drill unterworfen. Man ließ ihnen kaum eine freie Minute. Ich konnte aus dem Fenster die Härte der Ausbildung beobachten. Einmal bat mich einer dieser Rekruten, ihm zu helfen, damit er wieder zu dem Bauer komme (bei Ziegenhals), bei dem er bislang beschäftigt war.

Einer der russischen Ausbilder - ein Oberleutnant mit Frau - quartierte sich in unserer Wohnung ein. Dadurch blieb meine Familie vor weiteren Belästigungen sowohl der Russen als auch der Tschechen zunächst verschont.

Für meine Frau und Tochter wurde es nur dann kritisch, wenn noch andere Offiziere zu Besuch kamen und der Wodka aus Molkereikannen geschöpft wurde. In solchen Situationen war der einzige Schutz das in den Armen gehaltene Enkelkind.

Am 13. Mai wurde ich auf der Straße von einer "straz" angehalten und angewiesen, mich beim Stadtbauamt zur Arbeit zu melden. Von da an habe ich täglich mit einem Arbeitskommando die verschiedensten Arbeiten verrichten müssen. So im Herrengarten Granaten verladen, im Schießstättgarten LKW reinigen, in der Jahnstraße Telefon- und Telegraphenmaterial zum Abtransport verpacken u.a.m.

Schließlich war ich bei der Zuschüttung des Löschteiches im Schillerpark eingesetzt. Am 30. Mai erkannte mich dort im Vorübergehen einer meiner ehemaligen Schüler. Er war Halbtische, sein Vater ein bekannter Kommunist aus Reitendorf. Er ging auf mich zu, und ich begegnete ihm, nichtsahnend, sehr freundlich.

Er aber geiferte mich an und warf mir vor, ich hätte seinerzeit als sein Klassenvorstand die Bildung einer kommunistischen Zelle an der Schule verhindert. Er sei jetzt Kreissekretär der KPC, habe genug Machtmittel und werde dafür sorgen, daß ich sofort verhaftet werde, um dann als Arbeitssklave zu schwitzen. Ich zweifelte nun nicht daran, daß er diese Drohung wahr machen werde, obwohl ich mich nicht entsinnen konnte, daß ich jemals diesem Jüngling auch nur ein Haar gekrümmt hätte.

Kaum eine halbe Stunde später führten mich zwei Geheimpolizisten von der Arbeitsstätte zur Kriminalpolizei. Es folgte meine Vernehmung durch einen Polizeikapitän, der sich sehr nett zeigte und mir sagte, diese Schulangelegenheit gehe die Polizei nichts an und sei übrigens verjährt. Als ich das für mich vollkommen unbelastende Protokoll unterschrieben hatte, sagte er, er glaube, es werde ihm bald auch so ergehen wie mir. Er bedauere es, mich bis zur Vernehmung des Anzeigers zurückhalten zu müssen. In der ganz kleinen Zelle, in die ich nun

geführt wurde, waren bereits 19 Personen, darunter eine Frau, zusammengepfertcht. Nach drei Tagen hatte meine Frau meinen Aufenthalt ausgekundschaftet und erwirkte eine kurze Begegnung mit mir. Man erlaubte ihr, mir einige Lebensmittel und Zigaretten zu geben. Am folgenden Tag sagte beim Antreten ein Polizeioffizier zu mir, ich werde am Nachmittag entlassen, da gegen mich nichts vorliege. Wie mir meine Frau mitgeteilt hatte, war eine Hausdurchsuchung kurz nach meiner Verhaftung ergebnislos verlaufen. Am Nachmittag mußten abermals alle Häftlinge antreten. Wir wurden unter russischer Bewachung nach Blauda geführt. Dort fanden nachts Verhöre vor der NKWD statt. Im Gegensatz zu vielen Mithäftlingen wurde ich nicht mißhandelt. Ja, man gab mir sogar alle abgenommenen Sachen, einschließlich Uhr, zurück. Nun war ich der festen Meinung, daß alles für mich gut stehe und ich wirklich entlassen werde. Am 6. Juni brachte man mich noch mit einem Teil der Häftlinge in das Schönberger Gerichtsgebäude. Durchsuchung bis aufs Hemd, alles wurde mir abgenommen, Hosenkнопfe abgeschnitten, von einem jugendlichen Russen wurde ich mißhandelt und mit dem Tod bedroht. Eine Verbindung mit der Familie war nicht möglich. Dort verbrachte ich bei Wassersuppe und ungefähr 300 g Brot täglich die Zeit bis zum 10. Juni. An diesem Tag wurde ich mit einer Gruppe von etwa 70 Häftlingen über Dubitzko ... nach Olmütz getrieben. Einen Teil setzten die Russen im Kreisgericht ab, der Rest, bei dem ich mich befand, kam ins Kriegsgefangenenlager. Das Tor wurde geöffnet und wir hineingeschoben. So wurde ich "Woina Plenny" (russischer Kriegsgefangener) und einer von den Millionen Arbeitssklaven, die der Russe ins Hinterland verbrachte und unbarmherzig bis zur Erschöpfung oder Vernichtung verbrauchte. Für die Familie war ich verschollen. ...<<

### **Einmarsch der sowjetischen Truppen in Mährisch Trübau am 9. Mai 1945**

Erlebnisbericht des Bürgermeisters Franz H. aus der Stadt Mährisch Trübau (x005/38-43):  
>>Ein nicht enden wollender Flüchtlingsstrom aus Oberschlesien, dem ehemals österreichischen Schlesien und Ostmähren flutete seit März 1945 über unsere Heimatstadt Mährisch Trübau.

Viele Dienststellen, besonders aus Cosel, Ottmachau, Ratibor, Troppau usw. ließen sich bei uns nieder, und es mußte für sie, ihre Leute, Tiere und Kraftwagen Unterkunft und Verpflegung besorgt werden. So wuchs die Bevölkerungszahl täglich, man sah auf den Gassen fast keine Trübauer mehr, sondern nur Fremde. Dazu kamen noch allerhand Wehrmachtsabteilungen, Kommandos der Polizei, Gruppen der Organisation Todt und dergleichen.

Die Einwohnerzahl stieg in den ersten Maitagen auf ungefähr 25.000; ich wundere mich heute noch, wie es möglich war, immer wieder ein Plätzchen zur Unterbringung der Menschen und all dessen zu finden, was sie mitbrachten. Sogar in meinem Amte hatte ich einige Dienststellen geschlossen mit ihren Leuten untergebracht und einen Permanenzdienst eingerichtet.

Die eingesessene Bewohnerschaft, besonders die Frauen, bestürmten mich dauernd, alles zu veranlassen, daß die Stadt selbst nicht noch in den Krieg hineingezogen werde. Ich stand in Verbindung mit dem Platzkommandanten, einem alten Reiterobersten, der im ehemaligen Versorgungshaus seine Dienststelle aufgeschlagen hatte, bis er selbst jede Fühlung mit seinen Vorgesetzten verlor und abrückte. So war ich auf mich allein angewiesen und war trotz aller Widerstände von mancher Seite fest entschlossen, alles zu tun, daß nicht noch weitere unnütze Blutopfer und Zerstörungen das über unsere Heimat hereingebrochene Elend zu vergrößern.

Am 8.5. hörte man im Rundfunk, daß die deutsche Armee kapituliert habe und daß ab 9.5.1945 allgemeiner Waffenstillstand eintreten werde.

In dem Chaos war diese Nachricht ein kleiner Trost, glaubte man doch überall, daß die Front um diese Zeit stehen bleibt und damit weiteres Unheil vermieden wird. Am 8.5., gegen 23

Uhr, erschien in meiner Kanzlei ein Oberstabsarzt der Wehrmacht und ersuchte um Räume für ein Feldlazarett. Ich erzählte ihm von der erwähnten Rundfunkmeldung, die auch er freudig aufnahm. Wir vereinbarten eine Unterredung um 7 Uhr früh, um die weiteren nötigen Maßnahmen zu treffen, worauf wir uns verabschiedeten.

Ich glaube, er legte sich in seinen im Vorhaus eingestellten Wagen, und ich ging gegen 1 Uhr nachts nach Hause. Endlose Kolonnen aller Wehrmachtsteile wie auch Flüchtlinge kamen von der Olmützer Straße her und überquerten den "Praterstern" beim Gymnasium. Übermüdet und voll Sorge um das weitere Schicksal der Stadt und ihrer Bewohner ging ich zur Ruhe, um zeitig früh wieder im Amt zu sein.

Vor 7 Uhr des 9.5. ging ich meinen üblichen Weg zur Gemeinde. Zu meiner großen Bestürzung rollten bereits russische Autos über die Kreuzung beim Gymnasium, wo Herr P. in der Uniform eines Zugführers der ehemaligen tschechoslowakischen Armee stand und den Verkehr regelte. Er sagte mir, daß er der Chef aller Partisanen des Trübauers Kreises sei, und daß ich in mein Amt gehen und dort auf ihn warten möge.

Ich wunderte mich über P., der ... immer den loyalen Reichsbürger hervorgekehrt hatte. ... Doch nicht nur er, sondern sogar einige Deutsche, ja selbst Parteileute, ... gingen nun nach dem Einmarsch der Russen mit Maschinenpistolen bewaffnet und mit dem tschechoslowakischen Hoheitszeichen herum und taten in unterwürfigster Weise und Liebedienerei Dienst bei den neuen Machthabern.

Nach kurzer Zeit kam P. mit dem ehemaligen sozialdemokratischen Krankenkassendirektor F. und einigen mir unbekanntem jungen Leuten in meine Kanzlei und forderte mich höflich auf, sofort eine weiße und eine Sowjetfahne auf dem Amtsgebäude zu hissen.

Ich ließ ein weißes Leintuch und eine rote Fahne ohne Hammer und Sichel aushängen. F. und seine Mitläufer entfernten sich darauf. Dem neuen Allgewaltigen über Stadt und Kreis übergab ich als Zeichen unfreiwilliger Unterwerfung meine Pistole und die Schlüssel zu meinem Schreibtisch.

Die Pistole übernahm P., die Schlüssel sollte ich, wie er sagte, vorläufig behalten und dem neuen Bürgermeister übergeben, auf den ich bis etwa elf Uhr warten sollte. Dann ließ er mich allein, und ich hatte Muße, vom Fenster aus das Plündern der Russen in den Geschäften des Stadtplatzes und ihre Jagd nach Frauen und Mädchen zu beobachten.

Um elf Uhr erschien der neue Bürgermeister. Es war der Gärtnereibesitzer Z., ein früherer österreichischer und nach 1918 tschechoslowakischer Gendarmeriewachtmeister, der sich während der Reichszeit Sch. nannte und dessen Kinder bei der Hitlerjugend gewesen waren. Ihm übergab ich die Schreibtischschlüssel und verabschiedete mich mit den Worten: "Ich wünsche Ihnen für Ihr Amt recht viel Glück, hoffentlich haben Sie mehr Erfolg als ich."

Daß dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen war, erfuhr ich später durch Zufall, als ich in die Wohnung des Herrn Z. gehen mußte, um dort zwei Männern aus dem Arbeitslager, die in der Gärtnerei beschäftigt waren, einen Bescheid des Velitel zu überbringen.

Nach kurzem Gespräch erfuhr ich von Z., daß er nicht mehr Vorsitzender des Ortsnationalausschusses (Bürgermeister) sei. Seine Amtszeit hatte nur ein paar Wochen gedauert. Wie im Kreis fand auch in den führenden Stellen der Stadt ein häufiger Wechsel statt, weil sich die tschechischen Parteien und ihre Günstlinge gegenseitig heftig bekämpften.

So mußte auch P. weichen, er wurde sogar einige Male verhaftet. Gegen ihn wurde als angeblichen Deutschenfreund heftig intrigiert. Wie ich später erfuhr, wurde auch das Braunerhäusel zweimal von Partisanen - diesmal hießen sie "penderovci" - überfallen und ausgeplündert, schließlich auch die Bewohner, die Familien S. und P. aus Heim und Besitz verjagt und das Braunerhäusel in ein Kindererholungsheim umgewandelt.

P. fand später Beschäftigung beim staatlichen Forstamt, dann in der Staatsbank (ehemalige Sparkasse) und erhielt 1952 seinen Besitz wieder zurück; die Gastwirtschaft blieb aber ge-

schlossen. So hat P., der tatsächlich in den kritischen Tagen manches Unheil von den Deutschen abwenden konnte, durch die Machtkämpfe ... und für seine Tätigkeit um die "Befreiung des tschechischen Volkes von den bösen Deutschen" vieles erleiden und dulden müssen.

Auf dem Stadtplatz traf ich Herrn St. aus dem Braunerhäusel, der mich einlud, mit ihm zu kommen und mir sagte, daß meine Frau und meine Kinder und viele andere Trübauer oben im Wald beim Braunerhäusel wären. Ich hatte Frau und Kinder bereits am 8.5. in die ehemalige Schießhütte in der Nähe des Hellgrabens geschickt, wo sie auf mich warten sollten. Es war gut, daß sie Herr St. mit zu sich hinausgenommen hatte, denn diese Hütte wurde gleich am 9.5. von allen möglichen fremdvölkischen Elementen ausgeplündert und verwüstet.

Im Wald fand ich einige Hundert Trübauer, die dort Schutz suchten und fanden. Wir mußten auch die Nächte im Freien verbringen. In unserem Schlupfwinkel hörten wir immer wieder die fürchterlichen Nachrichten von den Geschehnissen in der Stadt und in den Dörfern. Wir erfuhren von den Mißhandlungen aller Deutschen, von den Vergewaltigungen, von der Erschießung der deutschen Männer in Markt Türnau, ... von den vielen Selbstmorden und anderen Greueln. ...

Am 12.5, an meinem 56. Geburtstag, ging ich mit Frau und Kindern zurück in die Stadt in unsere Wohnung. Wenn uns das auf dem Heimweg Gesehene nichts Gutes ahnen ließ, so waren wir doch beim Betreten unserer Wohnung einfach starr, welcher Anblick sich uns bot. Die massive Eingangstür (hatten sie) zerschlagen, alle Türen zu den einzelnen Räumen, zu den Schränken, Laden und dergleichen gewaltsam erbrochen, diese gründlich entleert, kurzum die ganze ... Wohnung (hatte man) ausgeraubt und vollkommen besudelt.

Was mögen da wohl für Orgien gefeiert worden sein! Wer solches nicht selbst gesehen hat, wird nicht glauben, wozu "Kultur" aus dem Osten und Haß gegen alles Deutsche imstande sind. Langsam machten wir vom Boden bis in den Keller sauber. ... Unter den Kohlen fand ich noch einige Kleiderreste und Eßbestecke. Alles, was in der Wohnung gewesen war, (hatte man) weggeschleppt oder unbrauchbar gemacht. So verbrachten wir den 12. und 13. Mai mit Aufräumungsarbeiten und richteten uns aus den Resten notdürftig ein Zimmer ein. Das Traurigste an dem großen Verlust war, daß sämtliche Urkunden, Zeugnisse der Familie sowie unersetzliche Erinnerungsstücke und Andenken mitverschwunden waren.

An diesem 13.5.1945, gegen 15 Uhr, erschien ein Partisanenkapitän - es war ... der Förster Jaroslav P., der Schwiegersohn meines Schwagers Emil Sch. in Markt Türnau -, erklärte mich für verhaftet und brachte mich zu einem Major der russischen Staatspolizei im Hause der Frau Margarete M. am Stadtplatz.

Zu meinem Erstaunen entließ mich der Major nach kurzem Verhör mit dem Auftrag, morgen um 10 Uhr wiederzukommen, jedoch in die neue Bibusvilla. Zeitgerecht war ich dort und wurde neuerlich über verschiedene Parteiamtswalter und mein Urteil über die Rote Armee befragt.

Ich antwortete so, daß ich keinem meiner früheren Mitarbeiter und auch mir selbst nicht schade. Den überaus vornehmen Offizier interessierte besonders meine Offizierslaufbahn im ersten Weltkrieg und die Organisation der ehemaligen k.u.k. Armee. Er entließ mich abermals und bestellte mich wieder für den folgenden Tag. So ging es bis Freitag.

Er stellte mich und meine Familie unter seinen Schutz, aber als ich ihn bat, mir dies schriftlich zu geben, lehnte er es mit dem Bemerkten ab, er habe keinen Stempel seiner Dienststelle. An diesem Freitag fragte er mich nach allgemeiner Unterhaltung, ob ich denn nicht einige Schnapsvorräte hätte. Ich sagte ihm, daß mein ganzes Hab und Gut gestohlen worden sei, daß ich daher auch keinen Alkohol mehr habe, versprach ihm aber eine Flasche Kognak, die ich noch in meinem Luftschutzgepäck vorgefunden hatte. Er bestellte mich wieder für den nächsten Tag und bat mich, den Kognak mitzubringen.

Abends saß ich mit meiner durch die üblen Ereignisse verängstigten Frau im Garten; plötzlich

stand ein kleiner russischer Soldat vor uns, den ich als einen Soldaten aus der Umgebung des Majors erkannte. Er verlangte den Schnaps, wahrscheinlich hatte sein Herr schon heftiges Sehnen danach, ich gab ihm die Flasche und ging nicht mehr zu dem Major.

Trotzdem wir aller Habseligkeiten beraubt waren, kamen immer wieder tschechische junge Leute und durchsuchten unser Zimmer, ob nicht noch etwas für sie zu ergattern wäre. Besonders in der Nacht gab es oft unter dem Vorwand "Kriminalpolizei" bewaffneten Besuch, der immer wieder das Wenige, das wir uns wieder zusammengesucht hatten, durchstöberte.

Solche, oft Stunden dauernde Durchsuchungen, die mit größten Beschimpfungen verbunden waren, konnten einen verrückt machen. Es bedurfte großer Beherrschung, um nicht ausfällig zu werden. So erschien eines Nachts eine Gruppe bewaffneter Tschechen, fragte, ob wir nicht Soldaten verborgen hätten und begann gleich mit dem Absuchen der Räume. Ich sagte den Plünderern: "Ja, wir haben in unserer Wohnung Soldaten, aber russische." Meine Frau weckte die Russen inzwischen, und es kam zu einem heftigen Streit, bis schließlich die Russen ihre verbündeten Abenteurer fortjagten und wir so zur Ruhe kamen.

Unsere beiden Kinder hatte ich, um sie vor den Russen zu schützen, ins Krankenhaus geschickt, wo Inge auf der Diphtherie- und Traute auf der Typhusabteilung der Internen bei Dr. B. als Pflegerinnen schafften, so daß ich mit meiner Frau allein war. In unsere Wohnung hatte man noch das obdachlos gewordene Ehepaar Professor S. gesteckt.

Am 20.5. mußte ich mit vielen anderen Männern täglich auf dem Stadtplatz vor der Sparkasse antreten, wo der tschechische Leiter des Arbeitsamtes die einzelnen Gruppen einteilte. Ich wurde einer Abteilung zur Aufräumung des Museums zugewiesen. Was sich in diesem Gebäude heimatlicher Kultur zugetragen hatte, ließ uns alle erschrecken. Wohin man blickte, überall (hatte man) alles zerschlagen und mutwillig zerstört. ...

Der große Globus (bestand nur noch aus) tausend Scherben, die Büsten ... (hatte man) entsprechend bearbeitet. (Sie waren) nun ohne Nasen und Ohren, die Ölgemälde zerrissen, ... kurzum Verwüstungen höchsten Grades, wohin man schaute. ... Die herrlichen großen Ölbilder mit Messern von oben nach unten aufgeschlitzt. ... Bilder und Reliefs als Zielscheiben benutzt und zerschossen, sogar mit Pfeilen der Waffensammlung muß viel "geübt" worden sein.

Die ungefähr 25.000 Bände zählende Bibliothek war aus den Regalen geworfen und stark beschädigt. ... Tierisch war die Verwüstung in der Schönhengster Webstube. Die weibliche Trachtenpuppe lag in eindeutiger Stellung im Bett und die männliche auf ihr. Im Uhrenzimmer fehlte jeder der ausgestellten Uhren das Werk. So mancher der naiven Moskowiter mag sich ein solches Uhrwerk beigebogen haben, um sich daraus eine oder mehrere Taschenuhren machen lassen zu können. Für Taschenuhren und Fahrräder waren ja die Sieger besonders empfänglich. Im Vortragsraum lag der Flügel mit abgebrochenen Beinen verkehrt vor den ersten Bankreihen im Parkett, die Fenster waren z.T. zerschossen, besonders auf der Seite gegen die Nowakgasse.

Viele Körbe mit Scherben trugen wir hinaus in den Park zum Zuschütten der seinerzeit dort ausgehobenen Splitterschutzgräben. Gottlob blieb das Archiv unbeschädigt, da im Sitzungszimmer die Notverwaltung der Stadt Troppau untergebracht war. Über 14 Tage arbeiteten wir an der Reinigung und Aufräumung der Zimmer, am Einordnen der Trümmerstücke und versuchten dem Ganzen wieder ein nur halbwegs museales Aussehen zu geben.

In der zweiten Woche unserer Arbeiten hatten wir ein nicht gerade angenehmes Erlebnis. Wie üblich kamen wir eines Tages nach 7 Uhr hin, einer holte die Schlüssel bei der tschechischen Gendarmerieabteilung in der ehemaligen Reichsautobahnraststätte, und da fanden wir das Museum von fremden Partisanen, natürlich schwerbewaffnet, umstellt.

Wir durften das Gebäude nicht betreten, mußten vor dem Nebeneingang warten und wußten natürlich nicht, was los sei. Schließlich mußten wir eintreten, uns im Lichthof in einer Reihe



aufstellen, wurden nach Namen und Wohnung gefragt und durften uns nicht rühren. Unter den Partisanen erkannte ich einen Kraftwagenfahrer, der früher den Troppauer Bürgermeister geführt und viele Gemeindefahrzeuge zu uns nach Trübau in Sicherheit gebracht hatte.

Nun spielte er als Partisan eine führende Rolle und verfügte über die armen Troppauer in Trübau, deren größter Teil später auf seinen Befehl zu Fuß, jeder seiner Habe beraubt, nach Troppau zurück mußte.

Von ihm erfuhren wir nun auch den Grund der Maßnahmen an diesem Tage: Aus den Mauern des Museums war angeblich in der Nacht auf Tschechen geschossen worden, es müßten daher noch unbedingt irgendwelche deutsche Soldaten im Museum verborgen sein. So mußte nun Kamerad Dr. L. von unserer Arbeitsgruppe, ausgerüstet mit einer starken elektrischen Taschenlampe, begleitet von zwei Partisanen mit schußfertiger Maschinenpistole, jeden Winkel des Museums vom Boden bis zum Keller ableuchten, um die bösen, versteckten deutschen Soldaten zu finden.

Leider, oder Gott sei Dank, ohne Erfolg! In Wirklichkeit hatten betrunkene Partisanen den nächtlichen Feuerzauber ausgelöst. Wir standen weiter im Lichthof und bekamen schließlich den Auftrag, die zerschlagenen Fenster mit Brettern zu vernageln. Nicht gesagt wurde uns allerdings, woher wir Bretter, Nägel und sonstiges Werkzeug nehmen sollten. Inzwischen machten einige Partisanen in unseren Wohnungen zum Schrecken der Frauen Hausdurchsuchungen, um vielleicht ... die gesuchten deutschen Soldaten zu finden. Wir wurden dann heimgeschickt und konnten die folgenden Tag ohne Störung unsere Arbeit fortsetzen.

Am 7.6. sahen wir beim Antreten auf dem Stadtplatz tschechische Soldaten, die alle Zugänge abgesperrt hielten und ständig weitere Männer brachten. Der Haufen wurde immer größer, bis (man) schließlich alle in der Stadt befindlichen deutschen Männer zusammengetrieben hatte. Es waren ungefähr 600. Das Kommando über die Soldaten führte ein wüst aussehender Stabskapitän, der Bestiak hieß, im wahrsten Sinne des Wortes wirklich eine Bestie. Niemand wußte, was mit uns geschehen würde.

Um 13 Uhr wurde die Kolonne in Bewegung gesetzt, und ein bewaffnetes Aufgebot brachte uns zum Bahnhof. Meine stets um mich besorgte Frau gab mir während des Marsches einen Mantel und eine Aktentasche mit Kleinigkeiten. Ohne mich von ihr verabschieden zu können, ging's zum Bahnhof, wo schon ein Zug mit Viehwaggons zu unserer Verschickung bereitstand. Wie Tiere wurden wir in die Waggons hineingezwängt, und gleich begann die Fahrt ins Ungewisse, Richtung Triebitz. Nach der äußerst anstrengenden Fahrt wurden wir gegen 23 Uhr in Kolin auswaggoniert. ...<<

### **Zustände in Troppau von August 1944 bis Mai 1945**

Erlebnisbericht des Kaufmanns Dr. August Kurt L. aus der Stadt Troppau im Sudetenland (x005/46-48): >>Ein paar Stunden später kamen wir nach Müglitz. Rasch holten uns unsere Zurückgebliebenen in den Fabrikhof hinein, und wenig später waren die Tore geschlossen und wir - gewissermaßen - in einer Art "Sicherheit".

In unsere Wohnung im Hause Ludwig W., das am Hauptplatz lag, konnten wir aber jetzt nicht mehr zurück. So waren wir denn auch ohne Betten, die dort geblieben waren, und ohne vieles andere von dem ursprünglichen Notgepäck. Während wir im Fabrikgebäude beisammen saßen und für uns alle ein gemeinsames Lager auf dem Fußboden bereiteten, fuhren draußen auf der Reichsstraße ohne Unterlaß Tausende und Tausende russischer Fahrzeuge vorbei, zum Teil in zwei, ja drei nebeneinander fahrenden Reihen. So viel Militär auf einmal hatten wir noch nie gesehen. Kämpfe gab es natürlich nicht mehr.

Wie sich im einzelnen nun die "Besetzung" und die Einrichtung der Verwaltung abspielten, konnte ich (der ich weder Tschechisch noch Russisch sprach und der - wie alle Männer - bemüht war, sich nicht zu zeigen) unmöglich feststellen.

Unvergeßlich wird jedenfalls die erste Nacht bleiben, wo wir, hinter herabgelassenen Gardinen stehend, indes die Kinder hinten übermüdet und ahnungslos schliefen, jene endlosen Massen russischen Militärs im Eilmarsch an uns vorbeiziehen sahen.

Die wichtigste Aufgabe war es nun, zu vermeiden, daß die Russen einen überhaupt richtig bemerkten und als Deutsche feststellten. Ich darf sagen, daß nun diejenigen, die Tschechisch konnten oder Tschechen waren, einen richtigen "Nachtdienst" einrichteten. Kamen Russen ans Tor und wollten Einlaß, wurden sie tschechisch begrüßt.

Es half uns, daß einer unserer deutschen Müglitzer Bekannten, der mit von der Partie war, noch einige russische Brocken aus seinen Kriegsgefangenenjahren 1916-1921 in Sibirien in Reserve hatte. Und wenn die Russen nicht abzuweisen waren, führten sie sie in jene zwei großen Räume, wo auf dem Boden all die Kinder und ein paar alte Frauen ausgebreitet lagen. (Die jungen Mädels lagen Tag und Nacht oben auf dem dichtgefüllten Heuboden des alten Lagerhauses versteckt.)

So gingen die ersten Tage relativ glücklich an uns vorbei, während in den Häusern der inneren Stadt keine Nacht verging, da nicht Frauen und Mädchen von den russischen Soldaten mißbraucht und geschändet wurden. Besonders dort, wo die Russen Alkohol gefunden hatten, waren sie auch den Frauen gegenüber nicht zu halten, wobei nicht einmal das Alter eine erhebliche Rolle spielte.

Hier ist sehr viel Böses und sehr viel Unglück geschehen, auch wenn unser unmittelbarer Kreis dank der Vorsichtsmaßnahmen, der Hilfe der mit uns von früher verbundenen Tschechen und eben mit Gottes Segen von Vergewaltigungen verschont blieb. Auch andere Unbill trat hinzu.

Wir unsererseits waren ja in Müglitz unbekannt. Das war unsere Rettung. In Troppau wäre ich sicher auf der Strecke geblieben. Den Direktor der Müglitzer Siemens-Schuckert-Werke, F., holten sie und prügeln ihn stundenlang. Erst Wochen später sahen wir ihn erstmals wieder; immer noch war sein Rücken tief dunkel unterlaufen und wundete Stellen an vielen Stellen sonst.

In der Annahme, daß ein Fabrikdirektor Schmuck haben müsse, war er geprügelt worden, weil er dessen Versteck nicht angab. Es war nichts anzugeben. So schlug man ihn eben auf alle Fälle, bis er nicht mehr weiterkonnte. - Sehr üble Fälle von Vergewaltigungen erfuhren wir durch einen benachbart wohnenden älteren Müglitzer Arzt, mit dem wir uns angefreundet hatten und der meines Wissens heute nicht mehr lebt. Er hatte die Opfer ja nachträglich zu behandeln, und so wußte er Bescheid. Da sich diese Fälle ununterbrochen wiederholten, bestand eine ausgesprochene Panikstimmung unter allen Deutschen.

Wir wohnten zuletzt in einem Fabrikschuppen, im Hinterhaus des Komplexes, im ersten Stock. Ich werde niemals vergessen, wie einem die Angst die Kehle zuschnürte, wenn man, besonders nachts, plötzlich russische Soldaten im Hof sah, weil man niemals wußte, was im nächsten Augenblick geschehen würde.

Trafen einen die Russen auf der Straße, und brauchten sie irgendeine Hilfe (Transportbegleitung der endlosen Herden von Vieh, das man den Bauern abgenommen hatte und nun in Richtung Rußland zurücktrieb), so griffen sie einen so auf, wie man stand, man konnte niemanden verständigen und mußte einfach als Viehtreiber ... mitmarschieren.

Ein Jugendfreund, damals auch schon 50 Jahre alt, kränklich und sehr kurzsichtig, blieb viele Tage weg. Niemand wußte, was mit ihm geschehen war. Als er endlich wiederkam, war er zu Fuß bis Krakau marschiert. Dort wurden die Herden abgeliefert und die "Treiber" durften gehen. Unberechenbar, wie die Russen waren, einmal hilfreich, einmal böse, nahm ihn, der sich allerdings tschechisch verständigen konnte, ein russischer Fahrer mit seinem Lastwagen mit, so daß er eins zwei und ohne große Kontrollen wieder in Müglitz auftauchte.

Es gab auch erhebliche Unterschiede unter den einzelnen russischen Truppen. Nicht alle wa-

ren feindlich. So stellte uns ein Kavallerie-Rittmeister mit mittelgutem Deutsch die Ermächtigung aus, daß wir gar nichts aus dem vorhandenen Lager an Russen abzugeben haben. Wer etwas wolle, habe es zu kaufen. Der Krieg sei zu Ende. Wir atmeten auf.

Zwei Tage später kamen andere Truppen, und die (schriftliche) Ermächtigung wurde uns einfach zerrissen; das Plündern begann von neuem. Manchmal waren sie auch wie die Kinder. Sie kamen in die Küche, tagsüber, um irgend etwas. Es entspann sich eine Freundlichkeit. Da sahen sie eine gute Reithose, die dem (nicht anwesenden) Mann einer der Frauen gehörte. Der Russe wollte sie haben. Er sagte: "Kaufen, was willst Du dafür?" Damals gab es für uns kein Fleisch, keine Butter, man war froh, wenn man Brot und Kartoffeln bekam und sich irgend etwas dazu organisieren konnte. Der Russe bot an: "Einen Schinken!"

Keiner von uns glaubte es. Er ging weg und kam nach 10 Minuten mit einem Riesenschinken wieder. An diesem Tag war für ein paar Stunden Freude im Haus - und Angst. Wo war der Schinken her? Der Russe war in den nächsten tschechischen Fleischerladen gegangen (wo wir Deutschen gar nicht hindurften) und hatte sich den Schinken dort einfach "genommen". Wehe, wenn es herauskam, bei wem er geblieben war!

Die Russen hatten ja in den ersten Tagen alles "genommen", was ihnen gefiel. Das waren vor allem die "Uhren", die sie nahmen, wo es welche gab, egal ob der Plünderer schon ein, zwei Uhren hatte oder nicht. Auch jeden anderen Schmuck nahmen sie. Und Alkohol, wo es nur welchen gab. Im übrigen nahmen sie ... nicht einfach alles. Aber man war nie sicher. Und in jenen ersten Tagen kämpfte man ja noch um jedes Stück Besitztum. Noch war uns die erschreckende Erkenntnis nicht aufgegangen, daß uns tatsächlich gar nichts mehr gehörte.

Vielleicht lagen die Dinge anderwärts anders. Bei uns war während der Kriegsjahre das Verhältnis zu den Tschechen kein häßliches gewesen. Manches, was die Funktionäre des Dritten Reiches an antitschechischen Maßnahmen dekretierten, schien uns unerfreulich.

So kam es, daß selbst Deutsche, die bis 1938 (solange der Staat tschechisch und wir die Benachteiligten waren) in offener Front gegen die Tschechen standen, nun daran gingen, ihnen zu helfen. Denn wir hatten den Tschechen ja zwanzig Jahre lang vorgeworfen, daß sie uns nicht nach den Regeln der demokratischen Gleichberechtigung behandeln. Und nun hielten wir uns selbst nicht daran. Vielfach ganz im Gegenteil. So entstand eine gewisse ungeschriebene Solidarität zwischen den unpolitischen Menschen beider Nationen, die hier ja jahrelang zusammengelebt hatten. Man half einander.

Stillschweigend, aber zuverlässig. Ich, der kaum eine Silbe Tschechisch sprach, hatte das absolute Vertrauen meiner tschechischen Angestellten in den Jahren, da die deutsche Macht völlig unbestritten war. Nun, da es zu Ende ging, hatten viele Umstände gezeigt, daß - bei aller angeborenen Ängstlichkeit vor den neuen Machthabern und bei aller Bereitschaft, sich auch vorteilhaft zu verbessern - doch ein Gefühl der Anständigkeit geblieben war. Aber das, was einige gut meinten, nützten andere nur aus. So kam es, daß wir Deutschen die Russen-Invasion eben als eine zeitgebundene Katastrophe ansahen, daß wir begierig die Botschaften hörten, wann endlich das Feldheer abgezogen sein und die "normale" tschechische Regierung das Heft übernehmen würde.

Man glaubte die Tschechen doch zu kennen. Wenn es auch gelegentlich Übergriffe gäbe, im Grunde würde dann wieder die alte mitteleuropäische Ordnung sein wie auch bis 1938.

So ergab es sich, daß man manchen ... freundlichen tschechischen Besuchern mit kindlichem Vertrauen entgegenkam.

Da hieß es auf einmal: Morgen werden alle deutschen Schreibmaschinen, Radios u.ä. von den Russen beschlagnahmt. Gebt sie uns. Wir nehmen sie in Verwahrung. Bei den Tschechen dürfen die Russen nichts wegnehmen. - Brav rückte man die an den sorglichsten Stellen im Heu, in abgelegenen Kellern, oder wer weiß wo versteckten Dinge heraus, ließ sich durch irgendeinen Quittungszettel eine Beruhigung geben und atmete gewissermaßen auf, daß nun kommen

könne, wer wolle, das alles wäre nun fürs erste "gerettet".

Aber niemand kam und suchte. Alles war Bluff gewesen. Die klugen Tschechen hatten sich damit - ohne Gewalt und ohne mühseliges Suchen - in den Besitz dessen gesetzt, was sie haben wollten; denn niemals mehr sah man etwas davon wieder.

In der Angst vor den Plünderungen hatten damals viele persönliches Besitztum irgendwie eingemauert. Auch im Eisenkeller der Firma Ludwig W. gab es einen ausgezeichneten Winkel, den man - ohne Hausplan - kaum finden konnte. Dort hatten wir alle, als die Front unmittelbar vor Müglitz war, unsere wichtigsten Kleider, Wäsche, Wertsachen u.a. hingepackt; das Ganze zugemauert und Eisenwaren davor.

Und dann kamen die Russen. Sicher, sie haben oftmals sehr findig gesucht; aber die Feldtruppen waren in Eile. Es gab so viel offen greifbare Beute, daß sich kaum jemand die Mühe machte, so genau zu suchen. Trotzdem - der Ruf der Russen war so furchtbar, daß es nur eine Frage der Zeit schien, bis sie kommen würden. Und - zu den Tschechen hatte man damals irgendwie ein heute kindisch erscheinendes Vertrauen. Sie waren doch keine Asiaten; sie waren jahrhundertlang mit uns im selben Raum angesiedelt; man hatte ihnen - seitens der deutschen Bevölkerung - während der Kriegsjahre nie etwas getan. ...

Man rechnete mit Sondersteuern, die die Deutschen höher belasten würden; man rechnete damit, daß sich die Tschechen in allen Firmen ein Mitspracherecht sichern würden; man befürchtete schon allerlei an Ungutem und Feindseligkeiten. Aber man war gewissermaßen des einen sicher; rauben (wie die Russen) würden die Tschechen in keinem Fall; wir standen mit ihnen ja nicht im Krieg; sie hatten das 1918 auch nicht getan.

In diesem Vertrauen gingen viele Deutschen, auch unser guter Herbergsvater W., selbst zu den örtlichen tschechischen Behörden, die damals noch ganz im Schatten der Russen amtierten und selber Angst hatten, weil oft kein Unterschied gemacht wurde zwischen Tschechen und Deutschen, und meldete diesen zugemauerten Keller einfach an.

Sofort hieß es: Das ist zu "gefährlich". Das finden die Russen sicher. Das müssen wir öffnen und alle Sachen wegschaffen an einen zentralen tschechischen Ort. Ich sehe noch Vater W., wie er ganz stolz und glücklich war zu sehen, daß nun wenigstens diese guten Sachen vor russischem Zugriff gesichert wären. -

Wir waren nicht dabei. Wir trauten uns damals noch nicht den Weg über die Müglitzer Straßen von unserem Fabrikhof ins Stadttinnere zu machen. Nach ein paar Tagen hatten wir draußen gar keine Wäsche mehr. Da ging meine Frau, mit Kopftuch und einem uralten Mantel einer alten Frau, stadtwärts und hörte bei W., daß alles abgeholt worden sei. - Es muß wohl nicht erst gesagt werden, daß auch dies alles nie wieder auftauchte.

Mit dieser Enttäuschung unseres Vertrauens in die staatliche und persönliche Zuverlässigkeit der Tschechen brach auch alles zusammen, um dessentwillen wir nicht geflohen waren.

Ich höre noch die mahnende Stimme meines tschechischen Lagerverwalters im August 1944 (desselben, der im April 1945 mit einem zweiten die Ankunft der Russen im Keller unseres Hauses abwartete, um Plünderungen zu verhindern, und den sie dann bis zur durchgeführten Brandlegung kurzerhand eingesperrt haben, so daß auch seine Bemühungen umsonst waren): "Bleiben sie hier, Herr Doktor", sagte er, "was hat das für einen Sinn, jeden Tag eine Kiste mit ein paar Sachen irgendwohin nach Deutschland zu schicken, wo es nur zerbombt werden wird. Wenn Sie von hier weggehen, dann werden Sie vielleicht irgendwo ein paar Teppiche finden, aber davon kann man nicht leben.

Bleiben Sie hier, Sie haben niemand etwas getan, man wird ihnen auch nichts tun. Aber wenn Sie fortgehen, wird es nicht möglich sein zurückzukommen." Und so wurde nicht einmal etwas weggeschickt. Natürlich kann niemand von "ein paar Teppichen" leben; aber hätten wir sie hier, es wäre wenigstens etwas. So war alles weg. Aber man glaubte gerne diesen tröstenden Worten und - blieb; denn man hatte ja tatsächlich nichts zu verbergen, hatte niemandem

ein Unglück zugefügt oder sich politisch betätigt.

Also glaubte man auch, daß ein "mitteleuropäischer Staat" - wie es die Tschechei ja immerhin gewesen war - auch mitteleuropäische Begriffe haben würde, selbst wenn es gewisse Härten für uns Deutsche geben sollte. Und in diesem Kinderglauben handelte man in jenen ersten Russentagen, von Woche zu Woche hoffend, daß endlich die Tschechen das Regiment der Verwaltung übernehmen würden.

Ja, sie übernahmen die Verwaltung; aber die gutgesinnten Tschechen standen völlig machtlos vor den neuen Herren. Viele von ihnen liefen dann auch mit fliegenden Fahnen ins neue Lager über und beteiligten sich brutal an dem Raub und den Unmenschlichkeiten. Was sich damals in den sog. "Lagern" abspielte, war unbeschreiblich. Und die, die so sauber und charaktervoll blieben - es gab auch diese Tschechen - die mußten schweigen und konnten nur unter der Hand mit Kleinigkeiten helfen. Der tschechische Lagerverwalter ... sagte später zu mir: "Hätte ich Sie doch niemals davon abgehalten, wegzugehen. In Troppau weinen die Steine!"

In jenen Wochen mußten die deutschen Müglitzer sich alle melden, und die wilden Aussiedlungen begannen. Wir selbst konnten, dank der Bemühungen unserer Angestellten, vorerst bleiben, bis man uns amtlich nach Troppau holte, wo für mich dann eine Gefängniszeit bitterster Art von etwa neun Monaten begann, bis man mich - mangels irgendwelcher Unterlagen - einfach entlassen mußte.

Die Russen waren etwas Unheimliches. Man wußte nie, wie man mit ihnen dran war. Aber sie waren manchmal auch hilfsbereit, selbst gegen Übergriffe der Tschechen. Und was sie nahmen, das war eben Kriegsbeute. Die Tschechen aber, die neben uns gelebt und keinen Krieg mit uns geführt hatten, nahmen uns alles. ...<<

### **Flucht vor den alliierten Bombenangriffen nach Wischau, Besetzung durch sowjetische Truppen**

Erlebnisbericht der Stenotypistin Steffi G. aus Mährisch Ostrau (x005/49-52): >>Seitens meiner Firma ... wurde ich am 11. April 1944 von Königgrätz nach Brünn abkommandiert. Dort verblieb ich bis Ende März 1945.

Meine Mutter schrieb mir aus Mährisch Ostrau, wo ich zu Hause war, daß sie mich besuchen will, nachdem jetzt Mährisch Ostrau stark bombardiert wird und wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehen werden. Sie kam bald darauf zu mir und wollte bei mir nur eine Woche bleiben. Als sie dann zurückfahren wollte, ging es nicht mehr, die Bahnstrecke wurde unterbrochen, ist zum Teil zerstört worden durch die Bomberflieger. In Brünn fing es auch schon an mit den Fliegerangriffen.

Da blieb der Mutter nichts anderes übrig, als bei mir zu bleiben. Die Fliegerangriffe wurden immer stärker und stärker. Da wir nicht einen richtigen Bunker hatten, schliefen wir schon die Nächte durch im Keller. Kein Auge konnte in der Nacht geschlossen werden. Immerzu hörte man die Einschläge und die Tiefflieger. In der Nähe von unserer Wohnung war der Fliegerhorst, und da war unser Haus der Gefahr ausgesetzt, einen Treffer zu bekommen.

Zufällig kam eines Tages der Sohn von meiner Hausfrau mit einem Militär-Lastauto zu Besuch. Er hatte den Befehl, mit dem Auto nach Wischau zu fahren. Dies war ca. 25 km von Brünn entfernt. Er sah die Gefahr, in der wir schwebten und riet uns zu, mit ihm nach Wischau zu fahren.

Wir haben uns nur die notwendigsten Sachen mitgenommen, da wir annahmen, daß es nicht lange dauern wird und wir wieder zurückkommen werden. Die Fahrt ist geglückt, ohne welche Hindernisse zu haben. In Wischau angekommen, übernachteten wir bei einer tschechischen Familie, die mit meiner Hausfrau sehr gut bekannt war. Bei dieser verblieben wir zwei Nächte.

Daraufhin bekamen wir eine Wohnung vom Wohnungsamt zugeteilt, und zwar ebenfalls zu

einer tschechischen Familie. Es waren ... ältere Eheleute, die hatten zwei Söhne. Der Vater dieser Söhne war vollständig blind. Zuerst war die Familie sehr unfreundlich zu uns, denn sie wollten niemanden aufnehmen. Nachdem wir es aber amtlich bestätigt gehabt hatten, so mußten sie uns die Wohnung überlassen, und zwar bestehend aus 1 Küche und 1 Zimmer.

Meine Hausfrau ist mit ihren Angehörigen weitergefahren. Sie flohen vor Furcht vor den Russen. Meine Mutter drängte auch auf Weiterfahrt, aber ich war nicht dazu zu bewegen, da ich mir sagte, daß dies gar keinen Sinn mehr hat, da oder weiter werden uns sowieso die Russen mit ihrem Vormarsch überrumpeln, und vielleicht kann es für uns wo anders viel ärger ausfallen. Wir hatten außerdem noch einen kleinen Hund (Zwergrasse) ... namens Scholi. Also waren wir zu dritt an der Zahl und überließen alles dem Schicksal. So blieben wir da bis zum Einmarsch der Russen.

Auch in Wischau fing es an zu prasseln und zu knattern, Bomben sind ziellos geflogen, kein Alarm konnte gegeben werden, da die Front schon sehr nahe war. Die deutschen Truppen wußten gar nicht mehr, wo sich der Russe aufhielt, denn die tschechischen Partisanen hatten die Telefonleitungen der Deutschen durchgeschnitten und so dem Feind zum Vormarsch geholfen.

Die Familie, bei der wir wohnten, hatte einen sehr guten Luftschutzkeller, sah wie eine Grotte aus, so daß es darin nicht gefährlich war. In diesem Luftschutzkeller mußten wir Tage und Nächte verbringen, ohne auf die Straße zu kommen, da ständig bombardiert wurde. Die letzten zwei Nächte, das war zwischen dem 28. April und 30. April 1945, waren am schrecklichsten.

Am 28.4.1945 fiel eine Bombe in unseren Hof und zerschmetterte den ganzen Kaninchen- und Hühnerstall, und von der Küche fiel das Dach herunter. Das war ein gewaltiger Krach. Wir dachten, wir kämen aus dem Keller nicht mehr heraus, da der Eingang bestimmt verschüttet sei. Als es dann etwas ruhiger wurde, versuchten wir herauszukriechen, um nachzusehen, was geschehen wäre. Als wir oben waren, hatten wir zunächst den Eindruck, daß das ganze Haus eingestürzt sei. Aber dann sahen wir, daß nur die Küche einen Schaden erlitten hatte.

Wir wollten aber dann nicht mehr im Keller bleiben, und wir flüchteten in das nahegelegene Krankenhaus, in welchem wir, nachdem kein anderer Platz frei war, im Badezimmer vorläufig Schutz genommen hatten. Die Kranken waren alle in den Kellerräumen untergebracht, die Krankenzimmer in den oberen Stockwerken waren alle leer.

Die Front war schon ganz nahe herangerückt; ich wußte schon, daß wir den Krieg nicht mehr gewinnen konnten und riet jedem deutschen Soldaten zu, er solle nicht mehr kämpfen, da es sinnlos wäre. Manche hielten es für ratsam, sich zu verstecken, manche aber gingen nach vorne. Die russische Artillerie schoß auf das Krankenhaus, da ... deutsche Soldaten aus den Fenstern mit MG schossen. Meiner Ansicht nach war es nicht gerechtfertigt, von einem Krankenhaus zu schießen und eine Festung daraus zu machen. Es war selbstverständlich, daß der Feind zurückschießen würde und so das Krankenhaus gefährdete. Später flüchteten die deutschen Soldaten ...

Zirka 5 Minuten nach dieser Flucht hörte ich im Hause dunkle, wilde Männerstimmen durcheinanderschreien und schaute aus dem Fenster hinaus, und da sah ich den ersten russischen Soldaten, der mit wilden Augen und mit vorgehobenem Gewehr überall Ausschau hielt.

Bald darauf kamen weitere russische Soldaten. Das waren lauter Mongolen mit schief geschlitzten Augen und wulstigen Lippen. Wie ich das sah, pochte mir das Herz vor Angst. Dann kamen noch immer mehr Russen, gingen von einem Raum zum anderen, durchstöberten alles und wo was zu klauen war, da klauten sie.

Die Kanonenschüsse ließen nach, nur Revolverschüsse hörte man noch von allen Richtungen. Auch zu uns kamen Russen, sie schauten uns an und glaubten, wir seien Kranke. Deshalb hatten sie uns nichts getan. Im Gegenteil reichten sie uns die Hände und grüßten mit den russi-

schen Worten "Zdrazd".

Die zwei Söhne der Hausfrau, bei der wir wohnten, gingen hinaus, um Ausschau zu halten, was da eigentlich los war. Als sie zurückkamen, berichteten sie, es solle draußen fürchterlich zugehen, man habe ihnen die Uhren abgenommen und in der Wohnung soll es wüst aussehen. Außerdem fragten sie nach deutschen Frauen. Ich zitterte vor lauter Angst, daß mich die tschechische Familie verraten würde. Aber es geschah nichts dergleichen.

Wir einigten uns später, daß wir vorläufig nicht hinausgehen sollten ... Nach einer geraumen Weile kam zu uns ein russischer Offizier, und sprach uns an. ... Da ich gut Tschechisch konnte, verstand ich manches, was er erzählte. Er zeigte uns vor allem Fotos von sich und seinen Angehörigen. Er erzählte, er käme direkt aus Wien, er sei Kompanieführer; Wien sei schon in russischer Hand. Außerdem zeigte er mir ein deutsches Bajonett mit der Aufschrift "Alles für Deutschland", welches er an sich genommen hat, als er den deutschen Offizier erschossen hätte.

So ist es jedem deutschen Soldaten ergangen, der in die Klauen der Russen kam. Er zeigte auch mitunter, ... sehr viele Zigaretten, Revolver von deutschen Soldaten, welche er erschossen hätte ... Er hatte auch Schnaps, und rühmte sich, daß es ihm gut ginge und er alles besitzen würde. ... Schließlich hatte er (es) auf mich abgesehen gehabt, ließ mich nicht aus den Augen und meinte, ich solle mit ihm hinausgehen, er wolle mir im obersten Stockwerk tote deutsche Soldaten zeigen, die sie erschossen hätten. Ich ... weigerte mich. Meine Mutter bat ihn, er sollte von mir ablassen, weil ich krank sei. Er ließ sich nicht so leicht abschütteln.

Aber schließlich kam mir meine Hausfrau zu Hilfe, indem sie mir sagte, ich solle ihren Mann, da er doch blind war, nach Hause führen; so gingen wir alle mit. Ich war froh über diese Wendung und leistete ihrer Bitte natürlich gleich Folge. Beim Vorübergehen an dem russischen Offizier zupfte mich dieser an meinem Rockzipfel und zeigte mir mit der Hand, ich solle mit ihm gehen. Ich sagte ihm, daß es doch nicht ginge, er sehe doch, ich müßte den alten Mann nach Hause führen. So ist es mir gelungen, ihm zu ent schlüpfen. Von anderen hörte ich, daß er mich später noch überall gesucht hätte. In der Wohnung sah es furchtbar aus. Alles lag durcheinander, vieles war gestohlen, meine Papiere waren alle zerrissen ...

Dann gingen wir in den Luftschutzkeller und stellten fest, daß auch dort die Russen waren und alles durchgewühlt hatten. Aber das erste war, daß uns der Hund entgegengelaufen kam in aller Frische. Ich freute mich, daß er noch lebte, denn ins Krankenhaus konnten wir ihn nicht mitnehmen.

Wo wir hinsahen, war überall Grauen zu sehen. Wir brauchten zwar nicht mehr im Luftschutzkeller zu schlafen, sondern in unserer Wohnung mit der ganzen Familie, da sie ihre Zimmer an russische Soldaten abgeben mußte. Da wenig Platz war, schlief ich in einer Wiege; und nachts, da pochten die Russen an der Tür und an den Fenstern und wollten Einlaß. Die russischen Offiziere, die nebenan bei uns wohnten, verjagten diese.

Am Tag war es noch viel schlimmer, da gingen die Russen ein und aus; ich habe mich von diesen ferngehalten, offen gesagt, sie ekelten mich an, und hatte große Furcht. Ich sah, wie viele mit gierigen Augen nach mir blickten, wie Tiere kamen sie mir vor. Ich war ständig in der Wohnung und ließ mich gar nicht blicken.

Als unsere russischen Offiziere wegzogen, kamen gleich danach andere ältere Soldaten in die Wohnung und schliefen dort. Diese waren auch anständig, sie verlangten, daß ich ihnen Kuchen backen solle, stellten natürlich Mehl und alles zur Verfügung. Ich habe es auch getan und hatte Freude darüber. So ging es eine Woche hin und her mit der Besatzung. Dann war es ziemlich still. ...<<

### **Einmarsch der Roten Armee in Trautenau**

Erlebnisbericht des Wirtschaftsprüfers Dr. D. R. aus Trautenau (x005/58-59): >>... Die

reichsdeutschen Funktionäre, mit Ausnahme einiger weniger Funktionäre, verließen in den zeitigen Morgenstunden des auf den Abzug des Militärs folgenden Tages die Stadt. Am selben Tag, nachmittags, traf unter Führung eines Majors der tschechischen Armee eine Übernahmekommission ein und nahm von der Stadt und dem Bezirk Besitz.

Es wurde ein tschechisch-deutsches Zirkular verfaßt und am Stadtplatz unter Hissung der tschechischen Fahnen und Absingung der tschechischen Staatshymne die Besitzergreifung öffentlich verkündet.

Diese Ankündigung und die nächsten Amtshandlungen ließen aber sofort erkennen, daß von dem versprochenen Schutz der deutschen Zivilbevölkerung und deutschen Eigentums keine Rede sein konnte. Tschechisches Militär kam erst viel später, nachdem die Russen die Stadt und den Bezirk bereits wieder verlassen hatten. Es waren das die berüchtigten SNB-Verbände, die das deutsche Volk systematisch ausraubten und die Austreibung durch viele Monate mit Waffengewalt fortsetzten.

Als am 9. Mai die Russen in die Stadt einrückten, fehlte nicht nur die erwartete Intervention der Tschechen, um die Russen an den gefürchteten Gewalttaten zu hindern. Sowohl die Russen als auch die mit ihnen eindringenden polnischen und anderen Plünderer drangen rücksichtslos in die deutschen Wohnungen ein, raubten und plünderten auch viele Geschäfte und schreckten nicht zurück, wehrlose Frauen zu schänden und deutsche Bewohner rücksichtslos zu töten. Es ist sogar erwiesen, daß die Tschechen den Plünderern deutsche Wohnungen namhaft machten und sie dorthin führten und sie damit dem Verderben auslieferten.

Wenn die tschechischen Abgesandten bei Beginn der Verhandlungen noch darauf hingewiesen hatten, daß den Deutschen seinerzeit im Oktober 1913 bei der Besetzung sudetendeutscher Städte kein Leid zugefügt wurde und sie auch am Eigentum keinen Schaden erlitten, und wenn wir diesen Versprechungen auch jetzt geglaubt hatten, so sind wir einem Volksbetrug zum Opfer gefallen, wie er schlimmer nicht sein konnte. Leider waren die Tschechen viel besser orientiert über die Verhandlungen in Jalta und das Programm und die Absichten der tschechischen Revolutions-Regierung als wir selbst. Die Austreibung der Deutschen war schon viel früher beschlossen worden. ...<<

### **Geschehnisse im Kreis Tetschen nach dem Einzug von sowjetischen Truppen**

Erlebnisbericht der Maria H. aus Riegersdorf, Kreis Tetschen (x005/62-64): >>Als am 8. Mai 1945 nachmittags das russische Heer auf der Teplitzer Straße von Königswald und von Eulau kommend nach Leukersdorf marschierte, war alles in heller Aufregung.

Ich wohnte zu dieser Zeit mit meinen Kindern, 8 und 1 Jahr alt, bei meinen Eltern in Königswald, während in meiner eigenen Wohnung in Riegersdorf, bei Flegel-Schellmann, eine Flüchtlingsfamilie wohnte. Während des Durchmarsches ging alles gut. Die Männer des Hauses standen bereit, wasserverlangenden Russen dasselbe zu reichen. Als es dunkelte, verhielten wir uns ruhig und still. Familie H. ging nach Steinsdorf schlafen. Frau B. geb. Sch. und ich versteckten uns auf den Boden. Von da beobachteten wir.

Sehr viele Russen gingen zu R. ... Bei Bauer K. brannten sämtliche elektrischen Birnen, und Gejohle und Geschrei drang bis zu uns herauf. Auch in den anderen Häusern geisterten Lichter durch das ganze Haus, und manchmal war ein Gepolter, als ob Möbel umgeworfen würden. Hilfsschreie von Frauen und Mädchen, Kinderweinen hörten wir, und immerzu wurde geschossen. Wir zitterten bis ins Herz hinein. Ob auch die Russen hier hereinkommen? Der Gedanke daran ließ uns erschauern, und immer wieder schrie jemand um Hilfe, und keiner konnte diesen armen Menschen helfen.

Als Mitternacht vorüber war und der Durchmarsch beendet, schlichen wir uns nach unten. Ich mußte Gewißheit haben, ob meine Eltern in Gefahr waren. Die Kinder schliefen, alles war still. Da schlug ein Gewehrkolben an die Tür. Wir hörten russische Laute. Entsetzt eilten wir



nach oben. Doch hatte ich keine Ruh und schlich bald nach unten. Nichts rührte sich. Mein Vater murmelte immer wieder: "Das ist die Blutnacht von Königswald." Es war schrecklich. Meine Mutter und ich beteten zu Gott um Hilfe. So graute der Morgen. Allmählich wurde es draußen still.

Als wir mit Nachbarn zusammenkamen, erzählte Frau R., sie war mit ihrer 15jährigen Tochter aus dem Fenster gesprungen, um so den Russen zu entgehen. Beim Bäcker K. waren Scheiben eingeschlagen und die Wohnung verwüstet. Im Haus des Lehrers P. hatte man sämtliche Flüchtlingsfrauen vergewaltigt. Vom Walter B. schleppten viele Leute Kisten. Sie lagerten in der Scheune. Auch ich ging und holte mir zwei. Es wimmelte dort nur so von Menschen. Auch Russen kamen und holten welche, doch halfen sie auch alten Leuten solche wegtragen. Es war Schweinefleisch in kleinen Dosen, das uns noch sehr nützen sollte. Manche ergatterten 8 bis 10 solcher Kisten und schleppten sie auf einem Wagen weg.

Am Nachmittag gab uns N. Bretter, und wir schufen ein Versteck ganz unter dem Dach. Dahin brachte K. die geretteten Betten, und alle Frauen und Mädchen aus der näheren Nachbarschaft schliefen fortan dort oben. Die dazu benötigte Leiter wurde mit hinaufgezogen, und keiner fand uns.

So lebten wir 14 Tage. Nur in der zweiten Nacht ging ich zu meinem Bruder nach Steinsdorf schlafen, denn ich redete fortwährend laut und gestikuliert dauernd mit den Händen herum. Unterdessen räumten Polen meinen Kleiderschrank aus. Meiner Mutter drohten sie mit einem langen Messer. Sie mußte sich ganz ruhig verhalten.

Die übrige Wäsche verstaute ich nun in einer Kiste im Schuppen. Auch sämtliche Fahrräder und Handwagen waren aus der Scheune gestohlen worden. Wir trauten uns nicht auf die Straße. Nur an dem Apfelbaum, der zum Küchenfenster hereinwinkte, merkten wir, daß es draußen schön sein mußte, er blühte wie noch nie zuvor, doch mir war jegliches Gefühl dafür abhanden gekommen. Oftmals wurden Herden von Rindern oder Pferden auf der Straße von den Russen getrieben.

Nach 14 Tagen besetzten die Tschechen alle Ämter. "Jede nicht bewohnte Wohnung wird beschlagnahmt", hieß es. So machte ich mich auf, weil auch die Straßen nicht mehr so vollgestopft waren, in meiner Wohnung nach dem Rechten zu sehen. Bei Sch. lebten 8 Franzosen. Sonst war keiner zu sehen. Meine Wohnung stand offen, doch vermißte ich nichts. Acht mir unbekannte Decken lagen im Schlafzimmer. Sie gehörten der NSV, wie sich herausstellte, und ich gab sie später an S., der 12 Stück an meine Flüchtlingsfrauen abgegeben hatte. ...<<

### **Sowjetischer Einmarsch in Komotau am 8. Mai 1945, Flucht nach Sachsen im Mai und Rückkehr ins Sudetenland im Juni 1945**

Erlebnisbericht des schweizerischen Staatsangehörigen Rudolf G. aus dem Kreis Komotau im Sudetenland (x005/64-73): >>Unter dem näherrollenden Grollen der Schlacht im deutschen Schlesien verließ ich mit einem der allerletzten westwärts fahrenden Züge meinen langjährigen Wirkungsplatz in Reichenau und gelangte am Abend in die zuständige Kreisstadt Zittau. Was ich mitnehmen konnte, hatte ich als Reisegepäck in Zittau nach Komotau bzw. Klein Priesen aufgegeben.

Mit banger Gefühlen fuhr ich nachts bei Grottau über die sächsisch-sudetendeutsche Grenze nach Reichenberg. In der gleichen Nacht brachte ich mit dem Zug die Strecke Reichenberg - Teplitz hinter mich. Er brachte mich an Niemes, Böhmisches Leipa vorbei nach Tetschen-Bodenbach. Namen, die mir nicht fremd klangen, die mich vielmehr an Tage und Stunden glücklicher Erlebnisse erinnerten.

Der nächtlichen Fliegertätigkeit wegen kam der Zug nur sehr langsam vorwärts, doch passierten wir Aussig und Teplitz anstandslos. In Dux gab es langen Aufenthalt vor und nach dem Bahnhof, und die Brüxer Gegend wurde bereits am Morgen nur im Schrittempo befahren. Um

ca. 6 Uhr morgens endete diese Fahrt mit einem Tieffliegerangriff wenige Kilometer vor Komotau. Menschenleben waren glücklicherweise keine zu beklagen, aber die Lokomotive und Schienen waren arg zugerichtet - ich strandete mit Bauchlandung wie viele andere in einem nahen Gebüsch.

Meine Gedanken kreisen immer um Zuscha und meine Braut, von der ich schon wochenlang nichts mehr gehört habe. Zu Fuß erreiche ich nach etwa 2 Stunden das kleine, reindeutsche Dorf Zuscha, welches gut 12 km östlich Komotau im Dreieck Komotau - Potscherad - Saaz liegt. Zu meiner großen Beruhigung finde ich alle Angehörigen meiner Braut und diese selbst bei guter Gesundheit.

Es ist Mitte April 1945, man weiß, daß der Krieg für Deutschland verloren ist, und nur unverbesserliche Optimisten können noch an ein Wunder glauben. Aber man hat die Hoffnung, es mögen westliche Armeen bis hierher vordringen. Den Rhein haben sie ja längst überschritten und stehen in zügigem Vormarsch direkt auf Böhmen zu. Ob die westlichen Alliierten wissen, welche wichtige Rolle Böhmen schon immer gespielt hat?

Ende April schlage ich vor, unsere bewegliche Habe auf 2 Fuhrwerke zu verladen, um damit dem Westen zuzusteuern. ... 4 Pferde standen damals noch im Stall. Davon will L. aber nichts wissen, und andere Bauern lachen mich aus. ... Im übrigen würde man mit den Tschechen schon fertig werden. Nun, ich mußte mich natürlich fügen, umsomehr als ich annehmen durfte, daß diese Grenzlandbewohner besser Bescheid wüßten als ich als Ausländer.

Am Tage der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands fuhr eine motorisierte Verpflegungskompanie in unser Dorf. Es waren die letzten deutschen Soldaten, die ich im Verband gesehen habe. Sie verbrannten auf unserem Hofplatze ... militärische Dokumente, verteilten verschiedene Bäckerei- und Fleischereimaschinen und Geräte unter die Bevölkerung, ließen außerdem auf unserem Hof eine komplette Einrichtung zur Herstellung von elektrischer Energie stehen und fuhren davon.

Wie sie sagten, wollten sie sich dem vorrückenden Ami in der Nähe von Saaz ergeben. Gegen Abend kamen sie in größter Verwirrung und höchster Eile wieder. Sie seien knapp dem Russen entronnen. Die Russen in Saaz! Das war die erste erschreckende Nachricht vom baldigen Kommen (der Roten Armee). Die deutschen Soldaten fuhren sogleich in Richtung Komotau. Vielleicht haben sie doch noch irgendwo den Ami gefunden.

Ein Junge ... war am Nachmittag in Komotau. Er ... brachte die Nachricht, der Amerikaner sei 10 km westwärts Komotau von Karlsbad herkommend gesehen worden. Die Flüchtlingskolonnen hätten aber den gesamten Verkehr zum Stocken gebracht. - Das Sudetenland war ja Sammelbecken für all die Millionen Flüchtlinge aus Schlesien geworden ... - Unsere Hoffnung stieg gewaltig an, vielleicht kommt doch der Ami bis zu uns. Was wäre das für ein Glück!

Indessen hörte man zunehmenden Gefechtslärm, Kanonendonner, ... Maschinengewehre aus der Brüxer Gegend. Es war zur Gewißheit geworden, daß sich hier in unserer Gegend, falls die Gerüchte um den Ami zutrafen, die beiden Kriegsmächte treffen mußten.

Der Krieg war offiziell vorbei, aber immer noch donnerten die Kanonen, schwiegen die MG nicht und mußten in letzter Stunde hüben und drüben Menschen sterben. Um 21.00 Uhr hörten wir auf einmal das tiefe Brummen schwerer Motoren und das Mahlen stählerner Ketten auf harter Straße.

Verwandte meiner Braut tauchten plötzlich aus Holtschitz bei uns auf. Sie dachten bei mir als schweizerischem Staatsangehörigen besseren Schutz zu finden. Zudem befanden sich in ihrem Dorf zahlreiche Tschechen, teils ansässig, teils als zugezogene und hergeschickte Arbeitskräfte. Es kam dort schon tags zuvor zu Ausschreitungen gegen die deutsche Einwohnerschaft. Sie brachten auch die Nachricht, daß der Russe im Anmarsch sei.

Auf einmal rannten Leute im Dorf herum - von unten nach oben, von oben wieder nach unten.

So ähnlich mögen die Römer gerufen haben, als Hannibal plötzlich vor den Toren Roms stand. "Die Russen kommen, die Russen kommen!" ... Auf schweren Stalinpanzern hingen erdbraune Gestalten, 20-30 an der Zahl auf jedem Panzer. Die Panzer fuhren im Viereck auf, die mitfahrenden Infanteristen schwärmten sofort nach allen Richtungen aus.

Die Panzer mit aufgefressener Infanterie fahren, da sie keinen Widerstand zu fürchten haben, sofort weiter. ... Meine Uhr zeigt 22.00 Uhr. Eine Stunde später trifft ein neuer Verband ein. Diese beginnen gleich mit dem Durchsuchen der Häuser nach Uhren, Ringen und sonstigen kleinen beweglichen Wertgegenständen. Sie nehmen mit, was sie in ihrer Eile finden, drohen mit vorgehaltener Pistole mit Erschießen, falls innerhalb von 5 Minuten nicht sämtliche Uhren abgeliefert sind.

Ich sehe Russen, die bereits an beiden Armen einige Armbanduhren umgebunden haben. Fast mußte ich lachen, wenn die Situation nicht gar so gefährlich aussehen würde. Bereits taucht unser Polenarbeiter mit zwei gemeingefährlich aussehenden, uns fremden Ostarbeitern auf. Er geht mit ihnen hemmungslos im ganzen Haus herum - plündern. Als er mit zwei meiner Mäntel, samt Lederhandschuhen und Hut hinauswill, stelle ich ihn zur Rede. Er grinst mich nur spöttisch an und haut ab.

Meine Zeiss-Ikon (Super-Ikonta) haben vermutlich auch diese drei gefunden. Sie ist am Morgen weg. Vater hat zwei Uhren eingebüßt, unsere auf dem Hofe mitarbeitende Tante (an Stelle der längst verstorbenen Mutter meiner Frau) muß ebenfalls ihre Uhr abgeben. Wir begeben uns im Anschluß an diese erste Plünderung in den Kartoffelkeller, doch bleiben wir dort nicht gar lange, da uns dieser Zufluchtsort zu unheimlich vorkommt.

Von dort schleichen wir uns (meine Braut und ich sowie drei Leute aus Holtschitz) in den Garten, wo wir uns in den Sträuchern verbergen. Zwei Uhr früh (9.5.45) flüchten wir uns aufs freie Feld hinaus und verbergen uns hinter einem hohen Strohschober. Fast trete ich auf einen hier liegenden, kranken, alten Russen in graubrauner Uniform. Er stöhnt, ist krank, weigert sich aber aufzustehen und die 100 Schritt bis zur Straße zu gehen, wo die russischen Kolonnen unaufhörlich vorbeiziehen. Sie nehmen keine Kranken mit, sagt er meiner Frau, die soviel Tschechisch kann, daß sie sich mit dem Russen verständigen kann. Tatsächlich haben wir auch in den nächsten zwei Tagen nie ein Vehikel gesehen, das wir als irgendwie Ambulanzfahrzeug hätten taxieren können.

Beim Tagwerden kehren wir heim, wo inzwischen einige Russen ihre erste Visitenkarte hinterlassen haben. Es sieht in der ganzen Wohnung wie in einem Saustall aus. Unser alter Vater ... wurde in dieser Nacht unsanft aus dem Bett geworfen, 2 Russen schliefen (dort) ... in Uniform und Stiefeln. ... Den Backofen ... verwechselten die Russkis scheint's mit dem Abort. Russky kultura, da kann man halt nix machen! Oben auf dem Boden findet einer dürre Zwetschgen. Er füllt ein Nachtgeschirr damit und reicht die Früchte seinen Kameraden herum. Dafür tritt einer aus dem Haus, eine schöne ... Suppenterrine in der Hand. Er leert den Inhalt (das Ergebnis seiner Notdurft) auf dem Misthaufen.

Irene, eine gut Deutsch sprechende Ukrainerin, die seit 1940 bei uns arbeitet, weint. Nach dem Grund ihrer Traurigkeit befragt, sagt sie, daß sie uns bald verlassen müsse, sie müßten alle wieder heim. Die andere Ukrainerin, weit weniger intelligent, läßt alles in stoischem Gleichmut über sich ergehen. Die kleine Russin aber, die immer faul und frech gewesen war, tritt halbwegs als Besitzerin des Hofes auf. ... Der alte Russe, der ebenfalls bei uns in Arbeit stand, war spurlos verschwunden. ... Er hatte sich ständig mit der kleinen Russin gezanzt. ... Nun mußte er die Rache dieser kleinen Hexe fürchten. Darum ist er ... heimlich weggegangen.

Das Dorf ist vorübergehender Ruheplatz für von drei Seiten durchziehende Truppen der Roten Armee. Sie kommen von Komotau her, andere von Dresden her über Brüx und die dritten aus Richtung Kaaden - Postelberg. Alle ziehen sie hier weiter in Richtung Prag, wo sich ein gewisser Schörner (Generalfeldmarschall) noch nicht ergeben wolle.

Mit seiner ehemals friedlichen Ruhe ist es aus im Dorfe Zuscha. Die "einheimischen" Ostarbeiter - allen voran die Polen - organisieren zügelloseste Plünderung(en) und hetzen die an und für sich friedfertigen Russkis gegen die deutschen Einwohner auf. So nach und nach wird alles umgewühlt, fortgetragen, verschleppt oder sinnlos zerstört, was den Plünderungskommandos in die Hände kommt.

Während meine Braut sich mit den meisten anderen Mädels des Dorfes in einem Nachbarhof versteckt hält, haben wir daheim keine ruhige Minute mehr. Ich bange um die Sicherheit meiner Braut. Das Nachbarhaus, Krämerladen und Wirtshaus des Dorfes, wird seit dem Morgen früh systematisch ausgeplündert. Das einst wohlhabende Ehepaar K. ist bettelarm geworden. Treppauf, treppab geht's bei ihnen. Rotarmisten und Ostarbeiter tragen ... Wäsche, Kleider, selbst Möbelstücke und Säcke mit Lebensmitteln fort.

Am Beispiel der vorerwähnten Verpflegungskompanie habe ich den Zusammenbruch der einst ruhmreichen deutschen Wehrmacht erlebt, nun mußte ich auch noch zusehen, wie wildgewordene Horden einer Siegermacht hemmungslos plünderten und wüsteten. Ist das noch zum Aushalten? Ach, waren wir damals ahnungslos, was unser aller noch erwarten sollte! ... Die Russen haben Schnapszuteilung bekommen. ... Es ist das Schlimmste zu befürchten.

Am Nachmittag, während wir draußen um unser aller Schicksal bangen und auf der Straße seit 8.5.1945 nachts fast ununterbrochen Kolonne um Kolonne in raschem Tempo durchzieht, wird zu Hause unter Anführung der Polen geplündert. Ob auch unsere schöne, teure Aussteuer ... weg ist? Im Laufe des Tages beschlagnahmt man alle Pferde und raubt den Bauern damit die besten Arbeitskräfte.

Die frischgebackenen Brote sind verschwunden, Fleisch- und Mehlvorräte zum großen Teil dazu. Schwere, schwere Sorgen drücken uns alle. Dazu die Angst um meine Braut und unsere anderen Frauen. Beim Dunkelwerden kehre ich mit meiner Braut zum Hof zurück, entschlossen, fortzugehen. In der Heimat können wir in Frieden und Freiheit ein neues Leben anfangen. ... Vater rät uns, möglichst rasch zu verschwinden. Er sei alt, ihm würde nichts geschehen, und die Tante käme ihres Alters wegen wohl auch ungeschoren weg. Mit dem bekleidet, was wir gerade trugen und mit ganz wenigen Habseligkeiten ... brechen wir auf. Es ist 22 Uhr.

200 m von daheim nächtigen wir hinter einem Strohhaufen. Schlaf finden wir natürlich keinen. Die Ungewißheit unseres Fluchtweges, die Sorgen um die Zurückgebliebenen, das harte Lager und die Kühle der Nacht verunmöglichen den Genuß eines erquickenden Schlafes. Plötzlich schrecken wir auf. Deutlich ist der Angstschrei zweier oder gar mehrerer Frauen zu vernehmen. Wir fühlen uns hier nicht mehr sicher und schleichen weiter weg in ein hohes Kleefeld.

10. Mai 1945: Wir treten unseren Fluchtweg ... an. ... Auf einer Anhöhe liegen russische oder tschechische Posten auf der Lauer. Wir ziehen ungesehen durch eine Mulde an ihnen vorbei. ... In einer Waldmulde stoßen wir auf eine geflüchtete Familie aus der Ortschaft Kaitz. Sie erzählen Schreckliches ... über den tschechischen Mob. ... Vom Dorfe her ist dauernd wilde Schießerei und Geschrei zu hören. ... Der eine Begleiter erweist sich als deutscher ehemaliger KZ-Gefangener. Er erzählt ... schreckliche Einzelheiten. ...

Wir wußten damals noch wenig von diesen KZ-Greueln und konnten seine Erzählungen fast nicht glauben. Doch belehrte uns der andere Begleiter bald eines anderen. Dieser entpuppt sich als ein einstiger baltischer Diplomat, und sein privater Paß lautet auf einen Freiherrn von S. Er hatte von Dresden aus flüchten müssen, kam in Brüx mit seiner Familie mitten in die Schießerei, die wir am 8. Mai bei uns gehört hatten, verlor seine Frau und seinen Sohn und floh nun allein weiter.

In einem Haus außerhalb von Görkau verteilt ein ehemaliger englischer Kriegsgefangener Tabak unter uns. Dessen vornehme Geste wirkt inmitten dieser schrecklichen Sintflut des

Grauens wie eine unbegreifliche Wohltat auf uns alle. Nach kurzer Beratung ziehen wir weiter durch Görkau. ... Überall (herrscht) Aufruhr, Aufbruch, Angst, Entsetzen und qualvolles Bangen um die Zukunft. "Latrinenparolen" tun ihr übriges, die vom Schicksal Geschlagenen noch mehr zu verängstigen.

Kurz vor Görkau haben sich noch einige unserer Kolonne angeschlossen. Sie ziehen es vor, über Komotau westwärts zu ziehen. Zum Glück gehen wir nicht mit, denn sie sind, wie uns später bekannt wurde, in Komotau den Häschern in die Hände gelaufen und mußten sich, mit vielen Tausend anderen Flüchtlingen wie eine Viehherde getrieben, auf den Jahnturnplatz begeben. Sie haben in der Folge furchtbar Schreckliches durchmachen müssen.

Beim Aufstieg ins Gebirge machen wir Rast. Unsere drei Begleiter haben Hunger - wie wir zwei -, haben aber nichts zu essen. Wir verteilen Brot und öffnen zum Gebrauch aller unsere einzige Büchse Fleisch. Über Hannersdorf gelangen wir um ca. 10 Uhr vormittags in die Nähe von ... Göttersdorf, wo wir an einem kühlen Bächlein am Wegrande unseren Durst löschen und die heißgelaufenen Füße waschen.

200 m quer über die Wiese hinweg gehen die Russen bei J. (Gasthaus, Metzgerei und Sägerei) aus und ein. Auf dem Grundstück weiden unzählige Pferde. Frau J. ist eine Kusine meiner Braut. Wieder hören wir von Vorkommnissen, die uns das Blut in schnellen Stößen durch die Adern jagen lassen. Wir getrauen uns nicht zur Kusine Marie hinüber und beauftragen einen Dorfeinwohner, unsere Lieben daheim zu gegebener Zeit via Marie zu grüßen.

Wir ziehen weiter, kommen an einem einsamen Hause vorbei und sind eben Zeuge, wie die Haustür aufgerissen wird. Heraus tritt eine junge Frau mit wildaufgerissenen Augen, aufgelösten Haaren, an der Hand ein vielleicht 10jähriges Mädchen, welches ganz verstört dreinschaut. Die Mutter schreit in einem fort: "Mein Kind, mein Kind, sie haben mir mein Kind vergewaltigt!" Gleich darauf tritt ein Rotarmist heraus, eine MP unter den Armen und grinst mit teuflischer Fratze hinter der zu Tode gequälten Frau her.

Uns fährt grauenvoller Schrecken in die Glieder - wir sind kaum mehr fähig, den Platz schnell genug zu verlassen. Immer hören wir diesen furchtbaren Schrei aus gequälter Mutterbrust, und immer haben wir das Gefühl, jetzt müsse gleich eine MP-Salve losgehen. Aber es geschieht nichts mehr. Die Frau mit dem geschändeten Kind ist im nahen Walde verschwunden, ab und zu hört man entfernt noch ihre furchtbare Klage. Wir ziehen langsam weiter, dann immer eiliger und in Waldesnähe eilen wir wie gehetzt in den Wald hinein. Wir sind zutiefst erschüttert und müssen uns erst einmal eine halbe Stunde hinlegen, um uns zu beruhigen.

Das Erzgebirge mit seinen herrlichen Wäldern hat uns aufgenommen. Schützend hält der Wald seinen weiten, grünen Mantel um uns, verhüllt uns den Blick auf die Täler und die fruchtbare, weite Ebene dort unten, wo die Vorfahren meiner Braut nachweisbar seit 300 Jahren auf dem gleichen Hofe Bauern waren. Dort, wo jetzt ein wildgewordener nationalistischer Pöbel seine unbeschreiblichen Orgien mit dem Blut und den Tränen der deutschen Urbevölkerung feiert.

Wir meiden die Straße, welche sich von Sachsen her quer über das Erzgebirge in die Ebenen Nordböhmens hinzieht. Wir hören ... die Geräusche eilig fahrender Militärfahrzeuge. ... Qualvolle Schreie beweisen uns, daß diese von mitgeschleppten deutschen Frauen stammen. Wir ziehen uns noch tiefer in die Wälder zurück, immer bedacht, die allgemeine Richtung nach Deutschland zu halten.

Gegen Abend kommen wir an einer einsamen Waldmühle vorbei. Einige Russen machen sich anscheinend einen Spaß daraus, dort sich befindende Frauen in der ihnen gewohnten Weise zu quälen. Man möchte sich als Riese fühlen, hinuntersteigen und diese ganze östliche Brut in wildem Zorn erschlagen. Aber wir sind uns unserer Ohnmacht allzugut bewußt, und in diesen Tagen infernalischen Schreckens ist sich jeder selber der Nächste.

Wir machen einen großen Bogen um diese Stätte des Grauens, ... gelangen beim Dunkelwer-

den in eine dichte Waldniederung. Dort legen wir uns dicht zusammen, hüllen uns in eine Decke ein und versuchen zu schlafen. Scheinwerferlicht und fremde Rufe lassen uns bald nicht im Zweifel, daß hier Tschechen mit ihren russischen "Befreiern" am Werke sind, die Wälder nach Frauen zu durchkämmen, die sich vor ihrem Zugriff versteckt haben.

Unendlich langsam vergeht die Nacht, und beim ersten Tagesgrauen ziehen wir hungrig und müde weiter. Das letzte Brot wird aufgezehrt. Plötzlich kommen wir unerwartet an eine Straßenbiegung. Zu spät haben wir einen russischen Posten, der bei einem umgekippten Fahrzeug Wache hält, erkannt. Wir werden scharf angerufen, und mit erhobenen Händen nähern wir uns den Russkys. Es sind ein Offizier, ein Unteroffizier und ein Soldat. Sofort suchen sie uns ab, finden bei mir meine ziemlich neue Schweizer-Armbanduhr und bezeichnen meine Braut als deutsche Wehrmattsangehörige und möchten sie gefangennehmen.

Ich zeige meinen Schweizerpaß. Sie schauen in an - verkehrt. Freiherr von S. erklärt ihnen, daß ich Schweizer sei und meine Braut meine Frau und wir uns auf dem Weg in die Heimat befinden. Nach einigem Hin und Her lassen sie uns laufen. Erleichtert um Uhren, einigen Schmuck und auch um die große Gefahr, getrennt zu werden.

Noch eine Nacht liegen wir im sicheren Hort sudetendeutscher Erzgebirgswälder. Dann überschreiten wir anderntags bei Rübenau, einem kleinen Dorf, die sächsische Grenze. Ein großer Alpdruck verläßt uns, wir wissen, daß wir den Klauen (des) ... Tschechenpöbels entronnen sind.

Nach Stunden erreichen wir in Thalheim im sächsischen Erzgebirge eine mir befreundete Schweizerfamilie, die hier eine Textilfabrik und ansehnlichen Land- und Hausbesitz ihr eigen nennt. Hier trennen sich unsere Wege. Der ehemalige KZ'ler, der sich als ausgezeichneter Kamerad erwiesen hatte, und der hochgebildete Freiherr ziehen allein weiter. Wie gerne hätten wir ihnen einige Tage Ruhe und Erholung bei jener Schweizerfamilie gegönnt. Aber wir kamen auch nur als Geschlagene und Bettler.

Drei Wochen später zogen wir zwei weiter nach Chemnitz, wo ich vor Jahren die Staatliche Färbereischule besucht hatte. Ich erkannte die geschändete Stadt kaum wieder. ... Als wir vorbeikamen, wurde gerade die Schillerpost geplündert. Mit großer Mühe fand ich in dem riesigen Trümmerhaufen den Weg zu meiner ehemaligen Wirtin. Sie war nicht mehr da, aber Nachbarsleute nahmen uns liebevoll auf.

Anderntags schlichen wir uns auf verborgenen Pfaden aus den russischen Postenketten heraus und erreichten gegen Abend ein amerikanisches Auffanglager, ca. 15 km westwärts von Chemnitz in Burgstädt. Wir wurden mit Heimkehrenden anderer Nationen in einem dachlosen Gebäude zusammengepfercht.

Nach zwei Wochen vergeblichen Wartens auf einen Abschub nach dem Süden rissen wir aus und gelangten zu einer befreundeten Familie näher bei Chemnitz. Ich durfte dort noch die Heimkehr ihres einzigen Sohnes miterleben. Er kam über Bayern heim und hatte den Fall Prags noch miterlebt gehabt, konnte sich mit einer größeren Einheit quer durch Böhmen nach Znaim schlagen, und es gelang ihm dort mit wenigen, heil die Grenze nach Deutschland zu überqueren.

Tag für Tag kamen bei uns seltsame Gestalten vorbei. Alte Männer mit jüngeren Frauen, alten Weiblein, größeren und kleineren Kindern. Sie trugen in Rucksäcken armseligen Hausrat. ... Manchmal auch kamen welche mit Karren und seltsamsten Handwagen, vollgepackt mit Hausrat aller Art. Auf Befragen kam immer die Antwort, daß sie Sudetendeutsche seien. ... Also war es doch war, was wir vor Tagen erfahren mußten, daß die Alliierten sich geeinigt hätten, das Sudetenland von seinen Urbewohnern zu "säubern". Welch infernalisches Unternehmen!

Ich ... begab mich allein bei Weipert über die Grenze. Aber bereits die erste Berührung mit einem ehemals reindeutschen Erzgebirgsdorf ließ mich erkennen, daß sich in der kurzen Zeit

unserer Abwesenheit Grundlegendes verändert haben mußte. Keine deutsche Ortsbezeichnung, keine deutsche Straßenbezeichnung, selbst sämtliche Geschäftsschilder waren entfernt und durch tschechische Bezeichnungen ersetzt worden. Befand ich mich noch auf unserem alten Planeten? Mir kam alles so unglaublich, unwirklich vor, daß ich mich ernsthaft fragen mußte, ob ich eigentlich wach sei oder träume.

In Komotau, wo ich mich einigermaßen zurechtgefunden hatte, wenn ich mich nach den deutschen Straßenbezeichnungen richten konnte, mußte ich mich erst einmal auf eine Bank setzen. Chomutov hieß es da auf einmal, und kein bekanntes Gesicht konnte ich mehr sehen - alles sprach in einer für mich furchtbar fremden Sprache, Russen promenierten stolz wie Pfauen in den Straßen herum. Was mochte diese deutscheste aller deutschen Städte in diesen Tagen und Wochen gelitten haben? Ich schlich mich davon in Richtung Zuscha.

Unterwegs traf ich mit einem alten Bekannten zusammen. Er schlich sich eben aus einem anderen Dorf heraus, trug eine weiße Armbinde am rechten Arm, worauf ein großes schwarzes "N" gemalt war. So müssen nun alle Deutschen herumlaufen, gab er mir zur Antwort. ... Den über 70jährigen Mann, ehemals größter Bauer im deutschen Dorf Zuscha, hatte man von seinem Hof gejagt. ... Nun war er auf dem Wege "nach Hause", um dort als Bettler um die Herausgabe irgendeiner liebgewesenen Kleinigkeit zu bitten. Scheu, wie gejagtes Wild, benahm er sich, und ... (erzählte) mir mehr über das namenlose Unglück, ... welches in diesen Tagen und Wochen über das sudetendeutsche Volk hereingebrochen war.

Wir kamen schließlich nach Zuscha. Ich fand sowohl den Vater als auch die Tante wie die Familie Sch. auf dem väterlichen Hofe an. Ein Bursche von vielleicht 20 Jahren fragte mich tschechisch in barschem Tone nach meinem Begehre - es stellte sich heraus, daß er "der neue und rechtmäßige Besitzer dieses tschechischen Hofes sei ..."

Ein ehemaliger Zirkusreiter aus Prag spielte sich nun auf einem mustergültig geführten deutschen Bauernhof als fachkundiger "tschechischer Verwalter" auf. Er gab mir zu verstehen, daß ich hier nichts zu suchen habe, alle deutschen Höfe ... verstaatlicht seien und ich gut daran tun würde, bald wieder zu verschwinden. ... Ich erklärte, daß ich nach Prag fahren würde, um dort die Herausgabe all unseren Eigentums in die Wege zu leiten um dann mit meiner Frau zurückkommen. Das wirkte wie eine Explosion.

Keine Viertelstunde später wurde ich verhaftet. Sechs Mann, bis zu den Zähnen bewaffnet, holten mich auf die Gemeindkanzlei. Dort suchten sie herauszubekommen, wo ich herkomme, was ich im Schilde führe und wer ich übrigens sei usw. usf. Ich ließ sie über eines nicht im unklaren, nämlich, daß ich entschlossen sei, von Prag aus die Herausgabe unserer Wirtschaft und aller bereits gestohlenen und beschlagnahmten beweglichen Sachen zu verlangen. Sie waren sehr geschlagen, berieten sich tschechisch, was ich natürlich nicht verstehen konnte.

Ein ganz Geriebener verlangte nochmals meinen Paß zu sehen, erklärte diesen für gefälscht, und ich wurde erst einmal verhaftet und als gefangengesetzt erklärt. Welch groteske Situation. Mir war keineswegs wohl dabei, und mit düstersten Gedanken saß ich in einem kleinen Nebenzimmer erst einmal fest.

Auf einmal kam mir ein guter Gedanke, ich pochte kräftig an die Tür. Man war gnädig, öffnete und fragte nach meinem Verlangen. Ich gab zu verstehen, daß ich unverzüglich gesucht werde, wenn ich morgen früh nicht auf der Schweizer Gesandtschaft (damals noch Generalkonsulat) in Prag erschienen sei. Sie würden zuallererst hier suchen, weil ich hier zuletzt ansässig gewesen sei und ich außerdem meine jetzige Anwesenheit in Zuscha von Komotau aus gemeldet hätte. Nach einigem Hin und Her wurde ich freigelassen, allerdings mit der strikten Weisung, bis am Morgen zu verschwinden. Das tat ich denn auch, allerdings nicht, wie sich diese gedacht hatten, sondern auf schnellstem Weg suchte ich den Weg über das Erzgebirge, um meine Braut zu holen. Eine Woche später waren wir zusammen in Zuscha. ...<<